

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

89.

Donnerstag, am 18. September 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Auf dem Brocken.

Novelle von Heinrich Asmus.

„Ein heimisch Plätzchen hier auf diesen Auen,
In jenem Hain ein trauliches Asyl,
Ein freier Blick, zum Himmel aufzuschauen,
Und dann ein Schlafgemach, so still und kühl —
Welch' holdes Glück! Welch' neidenswerthes Ziel!“

Diese Worte recitirte ein junger Wanderer, der fröhlich durch das romantische Eckernthal im deutschen Harzgebirge tornisterte. Seine Blicke weilten mit Innigkeit auf den Naturschönheiten um ihn her, und wenn nicht Alles täuschte, fühlte er sich, wenigstens für den Augenblick, selig, unendlich glücklich. Er schwelgte gleichsam in den hehren Genüssen, und als er die Wiesenfläche durchwandert, überblickte er nochmals das ihn umgebende Paradies — dann wanderte er in Ilseburg ein.

Der Wanderer bin ich selbst.

Das erste lebende Wesen, dem ich in der

Harzstadt begegnete, war eine achtzehnjährige Blondine, mit einem Centifoliengesichtchen und glänzenden Augen, aus denen ein Himmel mir entgegenlachte, und die so kindlich-schuldlos waren, daß ich unter andern Umständen leicht darüber hätte in Verzweiflung gerathen können. Das reiche blonde Haar war in zierlichen Flechten aufgesteckt und die dunkeln Augenbrauen und langen Wimpern gaben dem Blicke des reinen, blauen Auges etwas Ernstes und Anziehendes; Nacken und Hals buhlten mit der Frische des hellsten Rosenblattes um den Vorrang, eben so waren die Arme von seltener Schönheit und Fülle; ein grünes, eng anschließendes Nieder verbarg den zarten jungfräulichen Busen; ein blaues Röckchen ließ die schlanksten Knöchel und schönsten, zierlichsten Füßchen sehen. In der weißen, schmalen, in Falten gelegten Schürze prangte die flotte Nummer 12.

„Entschuldigen Sie,“ stotterte ich, „bin ich noch weit von den „Forellen“?“

„Links, das dritte Haus!“ flötete die Cicerone und schwebte weiter. Ich aber stand wie behert und starrte dem Harzmädchen nach. Endlich war

mein Himmel verschwunden und ich blickte seufzend hinauf zu dem über mir. „Ein göttlich Entree!“ rief ich endlich und schlenderte dem Gasthose zu, wo ich meinen Reisegefährten, einen Maler — der mich auf einige Tage verlassen, da unsre Reiseroute, oder besser, unser Eigensinn nicht übereinstimmte — versprochenemmaßen wieder zu finden hoffte, um mit ihm den Harz zu durchwandern. Da rief es lachend über mir:

„Theurer Freund, Du bist verliebt,
Und Du willst es nicht bekennen?
Seh' ich doch des Herzens Gluth
Schon durch Deinen Kittel brennen!“

Mergerlich über solchen Gruß, blickte ich unwillig in die Höhe und gewahrte in einem offestehenden Fenster der Forellen meinen Maler, der sich bemühte, durch Bewegungen seiner Arme, Hände, Finger, Nase, Ohren und Lippen seine Freude kund zu geben. Ich aber kehrte links um, denn ich war in meinen Träumereien zu weit gegangen und trat ein in das freundliche Haus, dessen Eigenthümer mich mit vieler Gutmüthigkeit empfing. Auf dem Hausflur stürmte mir schon mein Freund entgegen.

„Kommst Du endlich angeschlendert, Heinrich!“ rief er und faßte meinen Arm. „Zweimal bin ich Dir schon entgegen gegangen, habe aus langer Weile einige Skizzen entworfen, bis ich vor einer Stunde hier im Gasthose Bekanntschaft mit einem Criminalrath aus B. machte, die mir einige Unterhaltung gewährte.“

„Robert,“ sprach ich zu dem Maler, während ich mit ihm die Treppe hinauf in unser Zimmer eilte, „Robert, ich wiederhole Dir meinen Wunsch: verschone mich mit Deinen Citaten.“

„Immer das Einerlei!“ schmolte der Maler, „und das gleich beim Ankommen! Du bist und bleibst ein Sonderling, und ich möchte Dir rathen, nach Albion zu reisen und Dich dort niederzulassen, denn dort versteht man es, solche Grillen zu schägen. In meinen Augen gilt Heine für einen göttlichen Kerl, den ich küssen möchte für seine allerliebsten Einfälle. O, es ist zum Todtlachen! Aber Du Sauertopf kannst ja nicht lachen.“

„Benigstens mich nicht todtlachen,“ lächelte ich, Ränzel und Staubfittel abwerfend. „Uebri-

gens, Robert, weißt Du meine Gründe: Heine figelt mit unzüchtigem Witz!“

„Aber Du gestehst doch wiederum ein,“ rief der Maler, „daß seine Lieder so leicht und anmuthig sind, ja, daß sie einen wahren Schatz an Lebensweisheit in sich fassen. Warum denn die Grille? Doch —

Konntest Du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen,
Und Du — — —“

Meine Hand wurde zum Papageno-Schlosse. Es klopfte. „Herein!“ In der Thür wurde ein Barbier sichtbar, der sich uns mit einem tiefen Bücklinge präsentirte, gleich einem Doctor, der sich zum ersten Male dem Volke zeigt. „Wie gerufen!“ rief ich dem noch auf der Thürschwelle Harrenden zu, setzte mich, und während mir das Messer des Giganten um Nase und Kinn herum-scharwenzelte, brummte mein Maler vor sich hin:

„Gieb mir Küsse, gieb mir Bonne,
Sei mir gütig, sei mir gnädig,
Schönste Sonne unter den Mädchen,
Schönstes Mädchen unter der Sonne.“

Scharrend verneigte sich Neskulaps Sohn und empfahl sich zu ferneren Diensten.

„Nun schnell Deine Toilette gemacht!“ drängte mein Freund, „und dann zum Criminalrath, dem ich bereits Deine Ankunft mittheilte, und der Dich durch mich einladet, mit ihm eine Partie Schach zu spielen!“

„Bist Du toll geworden, Robert?“ rief ich lachend. „Hier sollte ich Schach spielen, wo die Natur hundertfach mehr Aufzüge hat, als die Kumpelkammer aller Lust-, Trauer- und Rührspiele?“

„Willst Du mit dem Criminalrath nicht spielen,“ entgegnete der Maler, „so wähle dessen Gattin oder Tochter. O, Heinrich!“ rief er mit Feuer, „es ist ein anmuthiges Mädchen, das Fräulein Arabella! Augen wie Saphir, eine Nase wie die einer Lucretia, Wangen Rosen und Lilien, das Profil echt griechisch — doch wozu die schalen Ergießungen, komm' und sieh selbst das achte Wunder der Welt!“

Lächelnd blickte ich den Schwärmer an, faßte seinen Arm und indem ich hinab auf die Gasse zeigte, sagte ich herausfordernd triumphirend: „Ich

seh's lebend vor mir! Wie gefällt Dir dort die Sylphidengestalt?"

„Auch hübsch! recht niedlich!“ warf der Maler leicht hin, „die aber gegen Arabella“ — Er stockte, sah genau dem Mädchen auf der Straße ins Centifoliengesichtchen — „die mit Arabella immer in Vergleich zu stellen ist,“ beendete der Maler.

„Meinst Du?“ spottete ich und wollte den Künstler vom Fenster wegzerren, aber eitle Mühe! Erst mit dem Verschwinden des Harzmädchens trat er zurück.

Meine Kleider waren geordnet und wir verließen unser Zimmer. Auf dem Corridor hielt ich den eilenden Freund zurück, und horchte, hebte — eine Heinesetter-Stimme sang eines meiner componirten Lieder. Forschend blickte ich den Maler an.

„Robert,“ sprach ich ernst, „Du hast wieder einen dummen Streich gemacht!“

„Den geschiedtesten in meinem ganzen Leben!“ behauptete mein Begleiter, ergriff, ehe ich's ihm wehren konnte, den Thürgriff, drückte und

„Herold des Frühlings, sei mir gegrüßt!“

schallt's mir entgegen, daß ich vor Bestürzung kerzengerade auf der Thürschwelle stehen bleibe, bis der letzte Ton verhallt war. Doch wahrte der Zauber nicht lange. Unbefangen rauschte mir die Sängerin entgegen, und indem sie schelmisch lächelnd: „Willkommen, Republikaner!“ mich begrüßte, wartete sie kaum meine Verbeugung ab, sondern hängt sich wie eine Schwester in meinen Arm und stellt mich ihrem Vater vor.

Da stand ich Reichstädter nun, Entschuldigungen stammelnd, während meine Augen die Umgebungen musterten.

Der Criminalrath war ein corpulenter, jovialer Mann, der gern lachte und Cigarren schmauchte. Behaglich und ungenirt ausgestreckt, nahm er allein den im Zimmer befindlichen Sopha ein. Offen gestanden, so hatte ich mir nicht die Criminalräthe gedacht. Meiner Meinung nach, mußten sie lang und dürr sein, mit durchbohrenden Schlangenaugen und bleichen Inquisitionszügen. Dieser Herr war die Gutmüthigkeit und Behaglichkeit selbst.

In einem Lehnstuhle, unweit des fleischigen Advokaten, ruhte die Criminalrätthin, eine üppige Frau, die man noch immer für schön halten konnte, mit einer kühn gebogenen Nase, mit schwarzen Augen voll Feuer und einem Blicke, der nicht nur Lebenslust, sondern Geist und Seelenstärke zugleich verkündete.

Die dritte Person war zwar eine männliche, aber eine winzige Gestalt, die in einem Fenster lehnte. Das Gesicht dieses Männchens glich einer mäßigen, weißlich-grünen Zwiebelblüthe, aus dem statt der Augen zwei schwarze Bohnen hervorlugten, und zwischen diesen prangte eine dunkelrothe, ins Braune übergehende Tulpennase. Die Gestalt trug nagelneue, elegante Sommerbeinkleider, einen dicken Backenbart, eine steife Cravatte mit hochstehenden Vatermördern. Neben ihm auf einem Stuhle lag eine Freiheitsmütze, deren verpönte Streifen jedoch vermittelst einer weißen Borde verhüllt wurden; ein dünnes Stöckchen spielte in seiner Hand. Ich glaubte im ersten Augenblick, einen Hallenser Studenten vor mir zu sehen, irrte mich aber gewaltig, er war ein Assessor und eifriger Courmacher des Fräuleins. Leider schien aber Arabella in ihren Amoras so wenig verliebt zu sein, wie Helena in Therstes. Der freundliche Leser wird's bald selbst erfahren.

Daß Criminalräthe hübsche Töchter haben können, wußte ich längst schon, und doch wurde ich angenehm überrascht, als meine Blicke, nachdem die Höflichkeitseinleitung beendet war, auf der wunderlieblichen Arabella ruhten. Das Fräulein hatte sich dicht neben mir und dem Maler niedergelassen, auch der Assessor hatte sich zu uns gesellt, aber leider wurden seine vielen Fragen, die er an Arabella richtete, kaum gehört, viel weniger beantwortet. Das Mädchen war wirklich von blendender Schönheit, und wenn es wahr ist, daß Polen die schönsten Mädchen hervorbringt, so ist sie in dieser Beziehung und im verwegentsten Sinne — eine Polin. Nur eins gefiel mir an dem Fräulein nicht: sie suchte sich überall bemerkbar zu machen, und dadurch verlor sie in meinen Augen an Weiblichkeit.

„Wie lebt sich's denn in der alten Hanse-

stadt?" fragte endlich der Criminalrath, während dessen Arabella gähnte.

"Mercurius' Tempel wird noch immer so leidlich besucht," erwiderte ich bescheiden, "und seit die Dampfschiffahrt mit dem Norden im Schwung ist, ein Woll- und Pferdemarkt stattfindet — der Ochsen- und Schweinemärkte nicht zu gedenken — verlieren die Straßen an Tiefe und die Wirthshäuser an Leere."

"Und die Merkwürdigkeiten, woran die Stadt so reich sein soll, erfreuen sich denn doch wohl vieler Besuche?" meinte die Criminalrätthin. "Vorzüglich das seltene Merkmal altdeutscher Kunst, das Friedenlhagen'sche Zimmer, ist wohl selten von Bewunderern leer?"

"Fremde wissen ein solches Kunstwerk zu schätzen," votirte ich, "obgleich manchem Lübecker dieses Zimmer nur dem Namen nach bekannt ist."

"Wie ist das möglich?" fragte der Assessor mit Pathos.

"Nichts leichter als das!" warf Arabella spitz dazwischen. "Kleine aus Holz geschnitzte Figuren kann man ja noch immer und früh genug beschauen, wenn man eben nichts Anderes zu thun hat."

Der Assessor biß die Lippen zusammen.

"Aber, werthes Fräulein," bat der Maler, "hier ist von einem echten Kunstwerke die Rede."

"Natur steht höher!" eiferte Arabella. "Kunst ist nur Dienerin!"

"Das wollen wir gleich nach der Logik untersuchen," rief mit wichtigthuender Miene der Assessor.

"Machen wir noch den verabredeten Spaziergang ins Eckernthal?" wandte sich Arabella an ihre Mutter.

Diese nickte. Der Assessor ging ins Fenster zurück, der Criminalrath lachte, mein Freund und ich schoben die Stühle.

"Muß die Dame auf ihren Ritter warten?" lächelte Arabella dem Maler zu, "oder ist Ihr Gedächtniß, Herr Robert, zum Siebe geworden? Lassen Sie uns schnell die Natur belauschen!"

Robert bot dem Fräulein den Arm. Beide hüpfen aus dem Zimmer. Der Assessor blickte der Amazone seufzend nach, dann bot er der Mä-

thrin seinen Arm und folgte mit ihr den Vorauseilenden.

Ich blieb bei dem wohlbeleibten Juristen zurück, rauchte gleich ihm eine Havannah-Cigarre und unterhielt mich mit ihm von dem Harz und seinen vielen Schönheiten, von der Gutmüthigkeit und Zutraulichkeit der Bewohner des Gebirges, von der Billigkeit und mitunter erfahrenen Prellerei der Wirthe, von dem schönen Wetter, von — was weiß ich's noch — von vielen andern Alltäglichkeiten. Doch ging die Zeit damit hin und meine Cigarre war noch nicht verdampft, als der Jurist plötzlich anhob: "Ein sonderbarer Criminalproceß, mein Vester!"

"Ich bin ganz Ohr!" rief ich, warf die noch brennende Cigarre auf die Straße und rückte ihm näher.

"Er ist noch nagelneu," sprach er weiter, "erst vor vier Wochen wurde er eröffnet und ich bin auf seine Endschaft sehr gespannt. Sie sind der Erste, dem ich ihn auf der Reise erzähle und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich durch Ihren Freund erfahren, daß Sie ein Neuigkeitsjäger sind."

"Viel Ehre für mich!" replicirte ich, mich zugleich ärgernd über das Zögern des Juristen. "Wie gesagt, ich bin ganz Ohr, Verehrtester, und sehr gespannt auf die nagelneue Geschichte."

Aber der Herr ließ mich lange harren.

Ungeheure Rauchwolken vor sich hin blasend, lag er da, wie ein Bonze in einer chinesischen Bagode. Als ich beinahe jegliche Hoffnung aufgegeben, begann er folgendermaßen: "Sie erlauben, daß ich von vorn herein erzähle?" — Ich nickte nur beifällig, um nicht durch meine Worte vielleicht eine abermalige Geduldprobe hervorzurufen.

"Der Held meiner Geschichte," erzählte der Jurist, "heißt Alf und dessen Geliebte Berline. Ersterer, dreiundzwanzig Jahre alt, ist eines Jägers Sohn, der das Geschäft seines Vaters erlernte; Letztere zählt neunzehn Sommer und ist die einzige Tochter eines Krämers in der kleinen Provinzialstadt L..... Schon in der Schule war zwischen Beiden eine innige Zuneigung entstanden, die nach und nach in lichte Flammen, die man Liebe nennt, ausbrach, und was immer darauf folgt, geschah auch hier, der

feurige Jüngling schwur seiner Zerline ewige, unverbrüchliche Treue, und die Jungfrau ebenfalls ihrem Alf. Auch wußte des Mädchens Vater um diese Liebchaft, billigte und nährte sie, denn er gab dem schmucken Jäger unverholen zu erkennen, daß er Zerline wohl noch als Frau heimführen könne. Diese Blüthenzeit der Liebenden währte fünf volle Jahre. Nun aber sah man den sonst so lebensfrohen Baidmann oft traurig und düster, und da diese Veränderung ihres Geliebten keineswegs dem Mädchen entging, so ließ sie nicht ab, nach der Ursache dieser Schwermuth zu forschen, und erfuhr dann, was sie ahnte. Alf quälte es, noch immer ohne eine sichere Anstellung zu sein, um seine Zerline als Weib heimführen zu können. Des Krämers Tochter suchte den Jüngling damit zu trösten, daß sie ihm versicherte, sie Beide wären noch jung genug, um ein Paar Jährchen warten zu können, auch könne ihm ja bald, ehe sie es dächten, eine Anstellung zu Theil werden. Dieses und noch manches Andere schwazte sie dem Ungeduldigen vor, und vergaß dabei nicht, ihrem Alf ins klare Auge zu schauen und ihm die Wangen zu streicheln. Solche Auftritte fanden von nun ab oft statt, aber der Jäger wurde immer düsterer, immer verstimmt, und nur selten gelang es dem besorgten Mädchen, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Auch vergaß sie nicht, ihn mitunter zu fragen, ob sie denn nicht auch Ursache habe, mürrisch und traurig zu werden, da die Nachbarn oft auf sie mit Fingern zeigten und sich unter einander fragten: bleibt die denn ewig Braut? Denn es war im ganzen Städtchen kein Zweifel, daß Zerline und Alf ein Paar würden, obgleich noch immer keine eigentliche Verlobung gewesen war. Aber Alf blieb düster und schweigsam.

Da, an einem Abend, als Zerline eben am Stichtrahmen saß und emsig arbeitete, wird die Stubenthür rasch aufgerissen und herein, mit freudestrahlenden Augen, stürmt Alf, der Erschrockenen und Einsamen in die Arme. „Freu' Dich, Linchen!“ rief der Jüngling, „unser Wunsch ist erfüllt, ich bin Förster geworden! Nun kann ich Dich redlich ernähren!“ — Das Mädchen verging vor Wonne. — „Lass' uns zu Deinem Vater eilen!“ drängte dann der Glückliche unge-

stüm, „lass' uns ihm schnell die Freudenbotschaft überbringen. Morgen Verlobung und über vier Wochen Hochzeit! Nicht so, Linchen?“

Das Mädchen erröthete vor Freuden. Alf aber zog die Jungfrau in seine Arme, und wollte mit ihr aus dem Zimmer eilen. „Wohin, Alf?“ fragte Zerline endlich. „Mein Vater ist nicht zu Hause, schon seit heute Mittag bei unserm Nachbar, dem Wirth Knopfdistel.“

„Das thut mir leid, ich hätte ihm so gerne heute noch mein Glück mitgetheilt,“ sprach Alf, „so müssen wir warten bis morgen.“

Damit drückte er das Mädchen seines Herzens wieder an sich und einen langen, langen Kuß auf ihre Lippen. — Dann plauderten sie noch gar viel. Alf, gestern noch so wortarm, war heute ein lebendiges Wörterbuch: so sehr hatte die frohe Botschaft ihn verändert. — Schnell waren einige Stunden verschwunden und Alf mußte in den Forst zurück, er versprach aber, morgen mit dem Frühesten wieder da zu sein, und bat Zerline, bis dahin gegen ihren Vater zu schweigen, da er gern selbst die Botschaft ihm überbringen wollte. Zerline gab ihm das Versprechen und zugleich auch noch einen Kuß beim Abschiede.

Der Krämer kam erst spät in der Nacht zu Hause, blickte seine noch wache Tochter mit freudestrahlenden Augen an, und indem er in seine Schlafkammer ging, sprach er zu dem überglücklichen Mädchen: „Morgen, Zerline, sollst Du Freude erleben!“ — Gerne hätte die Jungfrau mehr erfahren, aber der Vater schloß schon die Thür ab. — „Gewiß hat mein Vater schon Alf's Glück von Anderen gehört,“ dachte das Mädchen und schritt mit klopfendem Herzen nach ihrem jungfräulichen Bette. Der Traumgott führte sie in Hymens Reich.

Mit welcher Freude eilte am andern Morgen der glückliche Förster nach des Krämers Wohnung. Wie klopfte ihm das Herz in jeder Fingerspitze! O, er schwelgte in der Zukunft schönen Tagen, und dachte sich, wie Zerline nur ihm, ihm gehören werde, und wie so glücklich sie mit einander leben würden. Er sah sein Mädchen, geschmückt als Braut, mit ihm vor den heiligen Altar treten, um das Band der Liebe, welches

ihre Herzen schon so eng verband, durch den Segen der Kirche vor aller Welt bestätigen, heiligen zu lassen. Und unwillkürlich, ohne daß er's wußte und wollte, faltete er die Hände zum Gebet, und flehte inbrünstig zu Gott — wie von einer bangen Ahnung ergriffen — um die Erhaltung ihrer Liebe zu ihm und ihres Lebens. — Endlich hatte er die Wohnung erreicht, ihm war der Weg ungemein lang geworden. Er flog die Treppe hinauf in Berlinens Zimmer, und wollte eben seine Arme um die Jungfrau schlagen, als er plötzlich wie festgebannt stehen blieb und keines Wortes mächtig, die Weinende anstarrte. Berlinens Weinen ging nun in lautes Schluchzen über. „Was ist vorgefallen? . . .“

Hier kamen zu meinem Aerger die Spaziergänger zurück.

„Ein herrliches, romantisches Thal,“ sprach eintretend die Criminalrätthin, „wo man für immer ein Asyl sich erkiesen möchte.“

„Ein wahres Paradies,“ feußte Arabella, „wo Menschen zu Engeln werden können.“

„Nun wissen wir,“ lachte der Criminalrath dazwischen, „wie wir es anzufangen haben, um Engel zu bekommen: wir schicken die Leute auf einige Zeit ins Eckerthal!“

„O, unsre Damen sind so schon Engel, vermittelst der Pauschärmel!“ rief ich ironisch dem Juristen zu.

„So gefallen Sie mir!“ lachte Arabella zu mir herüber. „Vorher waren sie auch unausstehlich trocken und langweilig wie ein . . .“

„Reichsstädter?“ fiel ich drohend ins Wort. — Arabella nickte schelmisch. — „Meinen verbindlichsten Dank für Dero Aufmerksamkeit.“

„Oho, schon wieder die alte Leier!“ rief das Fräulein ärgerlich, „doch Sie sollen uns erst beweisen — mit Gründen beweisen“ — diese drei Worte betonte sie sehr stark und blickte dabei den Assessor an — „daß die Pauschärmel uns Mädchen zu Engeln machen.“

„Sie scherzen, Fräulein,“ sprach ich ausweichend.

„Was weiter? Also?“

„Weil sie den nöthigen Flugapparat an den Schultern tragen,“ sagte ich endlich.

Ärgerlich über diese lakonische Antwort, wendete sich Arabella von mir.

„Ich halte dafür,“ belebte der Maler das Gespräch, „daß die Erfindung der Pauschärmel eine wunderbare Gabe Gottes für unsre Damen ist. Denn unsere Schönen nehmen sich, im jezigen Zustande betrachtet, wie ein dreieckiger Luftballon oder wie eine Felucke aus, die mit dem Morgenwinde segelt, und wäre man böshaft, so würde man sie nicht nur der Aufgeblasenheit, sondern auch der Achselträgerrei beschuldigen. Doch will ich mich vor dergleichen Verbheiten wohl hüten, und keinen Augenblick an dem moralischen Zweck und Werth der Pauschärmel zweifeln. Nein, im Gegentheil will ich die Pauschärmel nicht nur schön, classisch, himmlisch, sondern sogar astronomisch, meteorologisch, metaphysisch, objectiv und diplomatisch nennen.“

Die Criminalrätthin hatte gleich zu Anfange des Gesprächs das Zimmer verlassen, Arabella aber hielt sich mit den niedlichen alabasternen Fingern die Ohren zu, doch so, daß sie jedes Wort verstehen konnte. Der Criminalrath lachte unbeding, der Assessor stand vor dem Spiegel und ordnete seine Amorflügel und ich ärgerte mich über meinen Freund.

„Diplomatisch?“ lachte der Jurist.

„Allerdings!“ gab der Maler zurück. „Denn was lehrt uns die Diplomatie anders, als unserm Feinde nicht unsre Schwächen merken zu lassen?“

„Und weshalb nennen Sie sie metaphysisch?“ fragte der Jünger des weisen Justinian weiter.

„Stellen die Pauschärmel nicht das Physische in einer Unmöglichkeit dar, grade so wie es unsre Philosophen haben wollen?“

„Und classisch?“ fragte nun Arabella spöttisch.

„Weil die Pauschärmel, werthes Fräulein, von allen Klassen, sogar von der dienenden, getragen werden,“ lächelte Robert.

„Herr Maler!“ zürnte das Mädchen, „nur die Götter haben das Privilegium grob zu sein, Menschen müssen höflich mit einander umgehen.“

Unwillig verließ sie das Zimmer. Mir kam das Mädchen in diesem Augenblicke noch einmal so schön vor, als es wirklich war. Der Assessor warf ihr einen schmachttenden Blick nach, den Arabella aber nicht bemerkte.

Der Criminalrath lachte von ganzem Herzen.

Hier trat der Kellner ins Zimmer und überbrachte dem Rechtsgelehrten eine Einladung zum heutigen Ball, womit das Scheibenschießen, oder wie die Bergbewohner es nennen, Freischießen, das seit zwei Tagen stattgefunden hatte, beendet werden sollte. Da jedoch der Jünger des weisen Justinian sich heute präcise zehn Uhr strecken wollte, so entschuldigte er sich damit, daß er vorgab, morgen die beschwerliche Arbeit nach dem Brocken vornehmen zu wollen. Mit dieser Antwort entließ er den Kellner.

Ich hatte für das, was um mich her vorging, eigentlich wenige Aufmerksamkeit, so sehr beschäftigte mich fortwährend die angefangene Erzählung des Criminalraths, und ich wünschte nichts mehr, als das Ende derselben zu vernehmen. Aber der corpulente Herr tröstete mich bis morgen, und ließ mich dadurch gleichsam zwölf Stunden lang quälen, da meine Phantasie Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten schuf, die von der Art waren, auch den kältesten Menschen zu eraltiren.

Nachdem das Gespräch noch eine geraume Zeit sich um gleichgültige Dinge bewegt hatte, verließ ich den Criminalrath, um mich auf mein Zimmer zu begeben. Der Maler folgte mir. Auf dem Corridor begegnete uns die zürnende Jungfrau. Ich machte eine leichte Verbeugung, Robert aber eilte zurück, und als Arabella der Thür näher kam, wo er Posto gefaßt hatte, öffnete er dieselbe, indem er eine tiefe Verbeugung machte und lächelnd sprach: „Ich verneige mich bis in den Mittelpunkt der Erde!“

„Da sind Sie gut aufgehoben, Herr Robert!“ entgegnete das Fräulein schnell, aber ohne Bitterkeit, und schwebte durch die geöffnete Thür.

„Die Unversöhnliche!“ schmollte mein Maler und folgte mir einsylbig in unser Zimmer.

„Die Thäler dampfen, die Höhen glühn!“

Es war ein herrlicher Morgen! Ich sog in vollen Zügen die reine, stärkende Bergluft ein, nahm Abschied von dem schönen, romantischen Eckerthale, besuchte einige Hüttenwerke in Isenburg, machte flüchtige Bekanntschaften, und kehrte dann in den Gasthof zurück, wo ich den Juristen mit seiner Familie behaglich unter schattigem Laubdache sitzend und den Kaffee schlürfend, im Garten antraf. Arabella horchte gedankenvoll dem Rauschen der Ilse, die unweit des Gartens einen kleinen Landsee bildet. Wie gar verändert erschien mir das Mädchen! Gestern so ausgelassen-munter, heute so überaus schwärmerisch-sentimental. Ich näherte mich der Sinnenden.

„Ein Bild von unserm Leben!“ sprach sie, als sie mich erblickte, und zeigte mit der Rechten auf den Lauf des Flusses, während ihre Linke meine Hand drückte.

„Freilich,“ erwiderte ich, „alle Tropfen fließen doch endlich zusammen, dort in jenen Landsee!“

Arabella nickte, hob das schöne Auge zum klaren Himmel empor und lispelte: „Dort wir Menschen!“

Es entstand eine kleine Pause. Ich konnte mir das Mädchen gar nicht erklären. Da näherte sich der Kellner dem Criminalrath und berichtete, daß der Wagen in einer Stunde, wie befohlen, vorfahren werde. Ich lustwandelte im Garten, Arabella hing sich unbefangen an meinen Arm, und das schwärmerische Auge nach den Bergen gerichtet, beneidete sie die Bewohner des Gebirges.

„Mein Fräulein,“ sprach ich, „wir Menschen sind alle Gebirgsbewohner. Ein Theil wühlt und hämmert ununterbrochen in den dunkeln Schächten bei mattem Grubenlicht, und nur beim Schimmer des ausblitzenden Pulvers sieht der Mensch seinen bleichen Nächsten, viele Andere sind emsige Hüttenleute, die das Erz fleißig waschen, pochen, schmelzen und gute Maschinen und Werke haben, noch andere sind Hirten oder Jäger, die in grünen Wäldern wohnen, und je zuweilen, wenn das Vieh abgewartet ist, etwas vom blauen Himmel und von den Sternen durch die Bäume hinter scheinen sehen in ihren Wald; nur einige Wenige aber sind bloß Pilger, die hindurch ziehen

durch das Gebirge, durch seine blühenden Thäler und dunkeln Felsen, vorbei an seinen lebendig rauschenden Strömen, die hinaufsteigen auf seine höchsten Gipfel und gottbegeistert hinausschauen in alle Fernen und hinauf in die blaue Unermesslichkeit über ihnen, gleich dem Adler, der schwebend über dem dunkeln Gewölke des Erdballes ruht, und der Sonne fest ins große Auge blickt."

"Aber sich dennoch so allein in der Unermesslichkeit fühlt?"

"Sie verstehen mich, Arabella!" rief ich. "Ja, auch ich fühle mich so allein auf der weiten Erde. Ich sehe keinen Freund, dem ich all meine Liebeschenken möchte. Ach, wie wenig kann die kleine Menschenbrust liebend an sich schließen in der Spanne Zeit, in welcher sie athmet!"

"Aber wiederum auch so unendlich viel!"

"Viel? unendlich viel?" fragte ich. "Ach, Fräulein, in dem schlammigen Strome des alltäglichen Lebens werden wir fortgezogen, kämpfend mit seinen Wellen. Ach, wie selten hebt sich aus ihm ein blühendes Eiland hervor, wo wir landen dürfen. Freilich, in geweihten, begeisterten Minuten, wenn wir vor der Abendröthe oder unter dem Sternenhimmel stehen, und die Unendlichkeit nahe vorüber geht an unsrer Seele, dann hebt wohl der Freund vor den Augen des Freundes zitternd die Hülle weg von seinem Herzen und er sagt erglühend und stammelnd: Siehe, so ist mein Herz mit all seinen Fehlern und Schwächen, aber Dich liebt es innig und wird es immer lieben!" —

Hier trat eilig der Assessor zu uns, verkündend, daß der Criminalrath das Fräulein zu sprechen wünschte. Zögernd entfernte sich Arabella mit dem Assessor. Ich ging auf mein Zimmer, wo ich den Maler in voller Thätigkeit traf, unsere Tornister zu ordnen. Während dieser Arbeit trat ein braunäugiges Harzmädchen ins Zimmer, sich uns als Führerin nach dem Brocken präsentirend. Als ich ihr Kinn faßte, nach ihrem Namen fragte und sie verlegen das Auge nach mir sandte, wußte ich so einigermaßen Luise's Herz zu beurtheilen. Das gute Mädchen hatte für ihr Bergsteigen schon manchen harten

preussischen Thaler verdient, und war denn auch, wie ich später auf dem Sitz der Luftgeister von ihr selbst erfuhr, bereits öfterer zum Ausglitschen gekommen — beim Bergsteigen wohl eben nichts Ungewöhnliches. Wir riefen den Kellner, bezahlten unsere Rechnung — auf der die Portion Forellen sehr billig, mit acht guten Groschen notirt war — nahmen Abschied vom freundlichen Wirthe, und folgten Luise, die uns kräftig voranschritt. Der Criminalrath war bereits abgefahren.

Der an Hüttenwerken so reiche Flecken war schnell durchwandert und das schöne Isenthal nahm bald unsre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich überließ mich ganz meinem Entzücken — da vernahmen wir fernes Rufen. Es war Arabella, die mit dem Assessor eilig dahergeschritten kam. Das eigensinnige Mädchen hatte ihr Köpfschen darauf gesetzt, den Isenstein zu besteigen. War es auf meine Veranlassung? ich weiß es wahrlich nicht. Nur das weiß ich, daß ich Arabella gebeten, diesen Felsenkoloss ja zu besteigen. Der Assessor blickte mit einem jammervollen Gesichte den Granitfelsen hinan, und indem er sich traurig die Stirn rieb, seufzte er: "Ach, wären diese zweihundertunddreißig Fuß doch erst erstiegen!" Arabella ließ uns aber nicht lange Zeit zum Ueberlegen: muthig schritt sie bergan, und nöthigte dadurch ihren Amorofo, ihr zu folgen. Der junge Mann mußte in der That höchst lächerliche Gesichter schneiden, denn der Maler zog sein Skizzenbuch hervor, und das war für mich genug. Mit Mühe und Anstrengung feuchte der Geplagte neben Arabella her, dicke Schweißtropfen übergossen Gesicht und Watermörder, er ließ den Arm seiner Begleiterin fahren und rollte einige Schritte zurück, wo der Maler ihn aufhielt. Mit einiger Mühe gelang es mir, Arabella auf den Gipfel zu bringen; der Assessor aber, gänzlich erschöpft, wurde die letzten zwanzig Fuß von Robert im wörtlichen Sinn hinaufgetragen. Nachdem wir uns etwas erholt, ließen wir den Sehstrahl umherfliegen und die Schönheiten, die uns rings umgaben, gewährten uns reichlichen Ersatz für die kleine Anstrengung. Der Assessor aber lag noch immer ausgestreckt im Grase, jammernd und stöhnend, sich den Schweiß

abwischend und seine colorirten, durch die Mäße weich gewordenen Vatermörder beklagend. Arabella blickte ihn mitleidsvoll an, Louise aber konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, als sie die Jammergestalt so ausgestreckt, wie eine gerupfte Fledermaus, vor sich liegen sah. In Robert's Mappe ließ er eine anspruchlose Vignette zurück. Der Maler, sich wenig um den Assessor weiter bekümmern, kletterte nun hinauf zu einem aus Eisen gegossenen Kreuz, das Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode auf der äußersten Spitze des Ilfensteins einigen seiner Freunde und Waffengeführten, die in den Jahren 1813 — 14 im Kampfe den Heldentod für's Vaterland starben, zu Ehren hat setzen lassen, und rief uns die Namen der Viedermänner zu. Ich schrieb dieselben, auf Arabella's Wunsch, in ihr Tagebuch.

Während dieser Zeit hatte der Assessor sich etwas erholt. „Schade,“ lispelte er, „daß wir keine Magnetnadel bei uns haben, denn bei jedem Kreuze soll ein völliger Inversionspunkt stattfinden: die Magnetnadel soll sich durch die Morgenseite rasch nach Mittag drehen.“

„Wollten Sie es denn wirklich wagen“ — fragte Arabella spiz — „den Schwindelpunkt zu erklimmen?“

Der Assessor biß sich in die Lippen, eben jedoch wollte er etwas erwidern, als Arabella unsere Führerin um Mittheilung der Sage von Ilfenstein bat. „In alten, fabelhaften Zeiten“ — sprach Luise — „stand hier auf dem Ilfenstein ein verwünschtes Schloß, in dem eine schöne, lebensfrohe Fee, Ilse mit Namen, wohnte. Diese Dame hatte aber ein sehr großes Verlangen, schmucke Jünglinge zu lieben, weshalb sie denn auch, vermittelst ihrer Zauberkünste, jede Nacht einen andern Erdgebornen bei sich beherbergte und ihn beim Abschiede reichlich beschenkte. Einstmals aber hatte die Fee einen gar schmucken Gesellen gekapert, den sie den andern Morgen durchaus nicht ziehen lassen wollte, und doch durfte sie einen Erdgebornen nicht länger als eine Nacht bei sich beherbergen. Ilse aber konnte dieses Mal ihrer Sinnenlust nicht gebieten: den andern Morgen war Fee und Palast vom Ilfenstein verschwunden. Seit dieser Zeit erblickt man die schöne Fee

jeden Morgen vor Sonnenaufgang in der Ilse sich badend, und sehnsuchtsvoll die Blicke mit Verlangen um sich sendend. Wer so glücklich ist, den rechten Zeitpunkt zu treffen, wird von ihr in den krySTALLnen Palast geführt, fürstlich beschenkt und am andern Morgen huldvoll entlassen.“

(Schluß folgt.)

Victoria.

Es ging ein bebend, wonnevolles Jagen
Durch die Natur, als wie ein Märchentraum
Entstieg auf perlenreichem Muschelwagen
Der Liebe Königin des Meeres Schaum.
Sie lächelte und alle Blüthen sprangen
Und spendeten den süßsten Balsamduft,
Sie sprach ein Wort und alle Vögel sangen
Und schlangen Liederkränze durch die Luft.

So war es auch, als Deinem Inselfande
Dein hell bewimpelt Schifflein Dich enttrug;
Das deutsche Herz für Dich, die Stammverwandte,
Voll freud'ger Lust in treuem Busen schlug!
Wie sah man da sich alle Hände regen,
Um Dich auf deutscher Erde zu empfab'n,
Wie sah man alle Herzen sich bewegen,
Mit dem Gewand der Freude angethan!

Nicht ist es in der Neugier eittem Drange,
Daß wir Dir sehnsuchtsvoll entgegensch'n;
Bewundernd sah das deutsche Volk schon lange
Auf allen Meeren Deine Flaggen weh'n;
Bewundernd sah es auf dem Thron Dich ragen
Des freien Volks, dem Du entsprossen bist,
Bewundernd sah es Dich die Krone tragen,
Sie, deren schönster Schmuck die Freiheit ist!

Kein Schifflein führt auf weiten Wellenbahnen
Nach fernen Ländern uns'res Namens Ruhm,
Wir pflanzen uns'res Werthes lichte Fahnen
Entsagend in des Herzens Heiligthum!

Ob wir uns auch der Freiheit Kranz er-
rungen,
Er schmückt uns nicht, der Deine Britten
schmückt;
Im deutschen Geiste nur, der unbezwungen,
Blieb jener Siegeskranz auch unzerpflückt!

Sind seine Nester grausam auch zerspalten,
So grünt doch freudig der german'sche Stamm
Und alte Treu' und Muth im Dulden walten
Im deutschen Männerbusen wundersam.
Ja, Treue steht an uns'res Herzens Pforte
Und kühnlich darf in Wäldern noch so groß
Der Fürst zum Schlummer, nach des Dichters Worte,
Sich legen in der Unterthanen Schooß!

Dies Volk der Treuen nun heißt Dich willkommen
Und bietet Dir zum schlichten Gruß die Hand.
Du heller Stern, im nord'schen Meer entglommen,
Sei uns begrüßt im schönen, deutschen Land!
Sei uns begrüßt in uns'ren grünen Auen,
An uns'rer Ströme Borden sei begrüßt!
Sei uns begrüßt in allen deutschen Gauen,
Wo deutsches Blut in deutschen Adern fließt!

Doch zürne nicht, wenn auch zu uns'rem Frommen
Ein heißer Wunsch aus uns'rer Seele klingt
Und neben uns'rem herzlichem Willkommen
Beflügelt auf zum Herrn der Welten dringt.
Wie Ost und West und Süden sich und Norden
Bereinen jetzt in einem frohen Drang,
Vom Weichselstrom bis zu des Rheines Borden
Erschallt ein einz'ger hehrer Feierklang:

So sei'n auch ferner einig uns're Marken,
Wo es des Lebens höchste Güter gilt,
So möge Deutschland in sich selbst erstarken,
An Thatkraft Deines Volkes treues Bild!
Und dürfen wir den Kranz um's Haupt uns schlingen,
Ist die Erfüllung uns'rer Sehnsucht da,
Dann soll der Ruf uns doppelt freudig klingen:
Heil uns! Sei uns begrüßt, Victoria!

Ludwig Köhler.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus dem Elsaß im August.

Am Schlusse meines letzten Briefes stellte ich Ihnen einen kurzen Bericht aus und über Mülhausen in Aussicht, darin ich das Leben und Treiben unseres Volkes zu skizziren gedachte. Verzeihen Sie, daß ich so schlecht Wort gehalten, Es wird mir angst und bange, wenn ich an die Zukunft unseres Landes denke! Das französische Wesen, das mit jedem Tage festere Wurzeln schlägt und uns das Bischen deutsches Gemüth, das wir aus dem Stürmen und Drängen der Zeit gerettet, mit vortrefflichem Erfolge zu vertilgen strebt, erfüllt Jeden mit Ekel und Ueberdruß, der, wie der Schreiber dieser Zeilen, noch thöricht genug ist, am alten Glauben und Lieben festzuhalten. Wir sind Männer des Fortschritts, und unsere Hundertmeilenstiefel haben uns so weit getragen, daß uns die Muttersprache schon weit im Rücken liegt. Und was Wunder! Hat doch ein elsässischer Deputirter (ich weiß nicht, ob der Mann ein geborner Elsässer ist; sein Name klingt, Gottlob, französisch) der Kammer den lustigen Vorschlag gemacht, in den Kleinkinderbewahranstalten, wo bis dahin Deutsch gesprochen wurde, die französische Sprache einzuführen, um das verpönte Deutsch ganz im Keime zu ersticken. Ob dieser Ausspruch von Scharfsinn oder Befangenheit zeuge, möge der Leser entscheiden. Du aber, mein Bethlehem, sollst Dich freuen; Dir wird groß Heil widerfahren!

Dieses Thema, das ich eigentlich wider Willen angeknüpft, gedenke ich in einem spätern Berichte weiter auszuführen. Für heute bescheide ich mich, Ihnen einige Worte über die — deutsch-katholischen Bewegungen im Elsaß zu schreiben, wozu mich eine frühere Nummer der Abendzeitung veranlaßt, in welcher Sie die fromme Hoffnung niederlegten, daß die gute Sache in der Schweiz, im Elsaß u. s. w. wohl nicht spurlos vorüber gehen werde. Hierauf antworte ich: Die deutsch-katholische Lehre ist unserem Volke noch nicht einmal dem Namen nach bekannt. Sie werden sich darüber wundern; wer aber das Elsaß näher kennt und wem nicht entgangen ist, in welch' hohem Grade das Volk, trotz seiner äußeren Freiheit, unter geistiger Despotie steht, der wird mir unbedingt beipflichten. Von der Unzahl Broschüren, die Deutschland für und wider Ronge vom Stapel laufen ließ, ist keine einzige in's Oberelsaß gekommen, was wir wahrscheinlich jenem Hrn. Rodin *) zu verdanken ha-

*) Die Uebersetzungsfabrikanten haben dafür gesorgt, daß diese Personage aus Sue's „Ewigem Juden“ wohl keinem unserer Leser unbekannt ist.

ben, der bei uns in kurzem und langem Rocke sein Wesen treibt und sich's angelegen sein läßt, dem Volke den Riegel mit jedem Tage weiter vorzuschieben. Ein Volk, das mündig ist, duldet kein geistiges Joch. Daß unser Volk nie daran gedacht hat, die Herrschaft der Pfaffen abzuschütteln, die eine Gewaltherrschaft ist, mag am besten bezeugen, wie sehr es noch im Finstern tappt. Daran haben die Landschulen freilich die größte Schuld.

Der beträchtlichste Theil unseres Volkes, die Fabrikarbeiter, deren geistige Kraft in den dumpfen Arbeitssälen schon frühzeitig zu Grunde gerichtet wird, ahnen eben nicht, was ihnen Noth thut. Die Freiheit, nach der sie begehren, ist eine äußerliche, sie heißt: Unabhängigkeit von den Fabrikherren, Geld und Abschaffung der Steuern; der Landmann hängt fest am alten Schlandrian, und die Städtebewohner, von denen das Losungswort ausgehen sollte, geben sich entweder nicht die Mühe, über höhere Dinge nachzudenken, oder dürfen sich — aus Furcht, ihre Einkünfte beeinträchtigt zu sehen (der größte Theil unserer gebildeten Katholiken bekleidet öffentliche Aemter) nicht in die Angelegenheiten des Clerus mischen.

Franzosenenthum und Katholicismus (im alten Sinne) gehen Hand in Hand, und ihr Eingreifen wird mit jedem Tage sichtbarer; namentlich ist dies in unseren ursprünglichen deutschen Städten Straßburg, Colmar und Mülhausen der Fall, woselbst von dem alten reichstädtischen Leben keine Spur mehr zu entdecken ist. Ein im Elsaß erscheinendes Blatt, das wohl kaum die Grenze überschreiten dürfte und das sich zum Ziele gesetzt hat, im Interesse der katholischen Kirche die französische Sache zu verfechten und feindlich aufzutreten gegen Alles, was von jenseits des Rheines kommt, donnert in diesem Augenblicke mit entsetzlichem Pathos gegen die deutschen Reformatoren. Aber die Sache hat ihre ernste Seite: die Gemüther sind aufgeregter, und ein Ronge oder ein Czersky, der sich vermäße, im Elsaß öffentlich aufzutreten, müßte Gefahr laufen, von unserm Volke gesteinigt zu werden. — Sie sehen, daß uns die Julirevolution in dieser Hinsicht wenig Ersprießliches gebracht hat.

Sitzt hat in Mülhausen, woselbst er drei Concerte gab, die schönsten Erinnerungen zurückgelassen. Den Ertrag seines zweiten Concerts (über 1000 Franken) trat er einem verarmten, in unserer Mitte lebenden Musiker ab; das dritte Concert, das eine noch bedeutendere Summe abwarf, gab er zum Besten der Armen. Dieser Künstler wurde hier mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommen.

Aus Wien im August.

In Wien ist nichts Erhebliches vorgefallen, was Sie nicht auf anderen Wegen längst erfahren haben sollten, und ich habe mir vorgenommen, Sie diesmal mit der Besprechung zweier literarischer Novitäten zu ... unterhalten; doch zuvörderst komme ich auf die Eröffnung der Staatsseisenbahn von Wien nach Prag zurück, ich erzähle Ihnen, was Sie schon wissen, daß Alles ganz vortrefflich ging, und theile Ihnen hier die Copie eines Schreibens des Ministers v. Kübeck an die Direction der k. k. privilegirten Ferdinands-Nordbahn-Gesellschaft mit.

„Die Kaiser Ferdinands-Nordbahn-Gesellschaft hat bei der feierlichen Eröffnung der Staatsseisenbahn von Wien nach Prag alle Einleitungen mit einer so ausgezeichneten Energie und Umsicht getroffen, eine so freundliche Zuverlässigkeit und eine so bereitwillige Unterstützung, die selbst mit pecuniären Opfern verbunden war, an den Tag gelegt, daß es mir zum besonderen Vergnügen gereicht, der geehrten Direction dafür meinen lebhaftesten Dank auszudrücken. Ich wünsche nur, woran ich bei der bekannten Thätigkeit und Vorsicht der geehrten Direction nicht zweifle, daß auch für die Zukunft der Betrieb mit gleicher Regelmäßigkeit und Ordnung besorgt, und hierdurch von der Betriebsunternehmung zur Erreichung des hochwichtigen Zweckes, welchen das allerhöchste Handschreiben vom 19. December 1841 im Auge hat, wesentlich mitgewirkt werde. Zugleich habe ich die Ehre einen Betrag von 800 Fl. C. M. mit dem Ersuchen beizufügen, diesen Betrag an die Maschinenführer, Heizer und deren Gehilfen, dann dem Oberconductor und die Conducteure, und zwar sowohl für die Individuen, welche bei dem Zuge auf der Strecke von Wien bis Olmütz, als jene, die bei dem Zuge auf der Staatsseisenbahn, dann zurück beschäftigt waren, nach einem von der geehrten Direction zu bestimmenden Maasstabe als Douceur vertheilen lassen zu wollen.“

„Wien, den 24. August 1845.“

Die Bestrebungen dieser humanen, loyalen Direction, an deren Spitze freilich der menschenfreundliche und wohlwollende Rothschild steht, und dessen ehrenfester Adjutant der wackere Sicroosky ist, sehen wir hier höheren Ortes mit Vergnügen so gewürdigt, wie sie es verdienen, während dem man im Publikum überall Aeußerungen des Mißfallens über die Wien-Glocknitzer Bahn vernimmt. Wir hatten ein großes Fest in der Brühl, und wer nach Beendigung des Festes auf einer der Zwischenstationen von Mädling nach Wien wollte abgesetzt werden, mußte dafür den ganzen Betrag der Hauptstation erlegen; z. B. wer von Mädling nach Brun fuhr — etwa 4 Minuten Distance — zahlte bis Wien, und eben so wur-

den nur Billete zur ersten und zweiten Klasse verkauft, und die Käufer dann mit Kreti und Pleti in die dritte gepfercht. Neben mir saß ein nach sauerem Gumpoldskirchner riechender Verchenfelder, und der meinte: „Wenn i Staat wär', i litt toß nit.“

Bevor ich noch den Aerger über derlei Dinge verdampfen lasse, will ich Ihnen noch ein vortreffliches Geschichtchen erzählen. In Töplig lebt mit ihren fünf Kindern die Frau eines armen Beamten, um sich dort von einem langwierigen Sichteiden herzustellen. Abends um die neunte Stunde, ihr jüngstes Kindlein auf dem Arme, schleicht die arme Mutter durch die öde Gasse, ihrer armseligen Wohnung zu ... Rosgetrappel ... Das Weib, welches eben bei Seite schleichen will, erhält einen betäubenden Schlag vor den Kopf; Mutter und Kind stürzen zusammen. — Ein Cavalier, kühner Reiter, der eines europäischen Rufes als solcher genießt, ist über das Mütterlein hinweggesetzt; das Pferd sprang zu kurz und traf mit dem Hinterhufe die ohnedies schon sorgumwölkte Stirn der Armen. Ein Soldat, der den trefflichen Reiter erkennt und sich erboten hatte, ihn unter Hunderten herauszufinden, verschwand Tags darauf. — Mütterlein liegt mit verbundenem Haupte sehr schwer verwundet auf hartem Strohlager darnieder, die armen Kindlein stehen rund umher und weinen bittere Thränen, vielleicht, ach! auf eine trockene Brotkruste, und der arme bleiche Vater starrt verzweiflungsvoll in die öde Leere seines Zimmers hin, und weiß nicht, wovon er den Arzt und die Medicamente bezahlen soll ... Hätte ich einen Elephanten, ich richtete ihn ab, daß er solche Thiere hoch zu Ross zermalme und zertrete. Gott im Himmel! giebt es denn für solch' fluchwürdiges Betragen keine Strafe auf Deiner Erde? Ja bei Gott, es möchte Einem Leid werden, daß man geboren ist, und der Verchenfelder von der Eisenbahn will mir nicht aus dem Kopfe, der da laut schluchzend sagte: „Wann i Staat wär', i litt's halt nit.“ —

Theod. Stamm's Gedichte sind uns vor Kurzem in vier Abtheilungen geboten: „Jugendlieder“, „Wanderbüchlein“, „Heimkehr“ und „Eintagsfliegen“. Man sieht hieraus, daß sie ein ganzes Dichterleben umfassen, und jede Periode hat ihr besonderes Gepräge. Wärme des Gefühls, sittliche Würde, ästhetisches Maas und poetische Vermittelung des geistigen und des Naturlebens im Gemüthe sind die hervorragenden, allgemeinen Vorzüge dieser Dichtungen. Wohl klingt auch Alles hindurch, was das Leben dem Herzen an Liebe, dem Geiste an Licht versagt; wir treffen die Klage der Jugend über Widerstand der Welt gegen Recht, Tugend und Gottbegeisterung; wir treffen den Schmerz der Mannheit, über versagten Ruhm, über verkümmerten Thatendrang darin; die Ironie des irdischen Daseins, das düst're Lebensrathsel, der böse Dämon in und außer uns, der Grabeshauch der Vergangenheit sind auch die

sen Dichtungen nicht fremd; aber es ist ein Geist der Versöhnung, ein mildes Friedens- und Glaubenslicht darüber ausgegossen, das uns mit einem wohlthuenden Eindrucke, mit einer trostreichen Lebensanschauung scheiden läßt. Die Form ist edel, der Ausdruck schmiegt sich dem Gedanken mit treffender Bezeichnung an, das Colorit ist mild, der Ton warm. Man fühlt es an dem Pulschlage, der diese Dichtungen besetzt, daß sie aus echtem Dichterdrange hervorgegangen sind; sie tragen insgesammt das Gepräge innerer Beglaubigung an sich; es sind keine gemachten Gedichte, wie sie uns in neuerer Zeit so häufig entgegentreten, es sind nicht bloß gute, geistreiche, glänzende Gedanken in gewogener künstlicher Form, es sind durchgehends Schöpfungen poetischer Anschauung im warmen Gemüthe empfangen.

Die „Jugendlieder“ sprechen insbesondere durch eine frische Ursprünglichkeit des Gefühls an, sie zeichnen sich durch ein gewisses, von Aengstlichkeit freies, Sichgehenlassen des Talentcs, durch ein selbstgefälliges, oft etwas lockeres Walten des poetischen Triebes in angeborener nachlässig gefälliger Form aus. Die Vorstellungen des Dichters krystallisiren sich hier noch nicht zu festen Gedankenbildern, die Gefühle flattern noch unbestimmt schwärmend über die Erscheinungen des Lebens hin.

Das „Wanderbüchlein“ nimmt es schon ernst mit dem Leben; die Blicke des Dichters gehen schon über die allgemeine poetische Anschauung der Natur und des eigenen Inneren in das concrete Leben hinaus; es sind die Geheimnisse, welche das Meer dem Leben offenbart, die wir hier in gedankenreichen Bildern vor uns enthüllt sehen; es sind die Eindrücke charakteristischer Reisebilder, die sinnvoll verkörpert und geistig durchseelt an uns vorüberschweben. Hier stoßen wir auf manches durch tiefen Sinn, hohe poetische Lebensauffassung und reizende Eigenthümlichkeit ausgezeichnete Gedicht. Ich darf hier nur auf: „Veneziana“, „Florenzia“, „La Regatta“, „San Romese“, „Napolitana“, „Siciliana“, „Roma“ und andere mehr hinweisen.

In „Heimkehr“ endlich, an deren Spitze ein Cyklus Gedichte unter der Aufschrift: „Ein Lenzmond“ steht, taucht das Herz des Dichters noch einmal in den Wogen der Liebe unter; er singt den Schwanengesang des Lebensfrühlings. In den nachfolgenden Gedichten schweigen schon immer mehr die Bedürfnisse des eigenen Herzens, und das Lebensboot des Dichters legt allmählig im Hafen der Ergebung bei. Hier treffen wir nebst einigen Gelegenheitsgedichten und charakteristischen Lebensbildern, unter welchen „der Zigeunerbube“, „die Bettlerin“, „Christbescherung“ u. s. w. hervorrangen, auch anziehende Naturbilder, unter welchen die „Schwalbenlieder“ obenan stehen. Aber so wie diese bereits durch sinnvolle Beziehungen auf des Menschen Leben einen höheren geistigen Inhalt gewinnen, so erfährt der Blick des Dichters in anderen Poesien dieser Abthei-

lung schon unmittelbar das Leben der Menschheit, die allgemeinen Interessen der Völker, die großen Fragen der Zeit. In dieser Weise treten uns „Nachruf an das Jahr 1843“, „An Freund Boreas“, die vierte Parabel, „Die vier Apostel auf meinem Schreibpulte“ entgegen. In dem größeren Gedichte: „Ein Traum“, werden die Hohenpriester der Musik, dieser in die Neuzeit so mächtig eingreifenden Kunst, trefflich charakterisirt, und ein beherzigenswerthes Wort über das Verderbniß und die falsche Richtung des gegenwärtigen Kunstgeschmackes spricht uns daraus mächtig an die Seele. — In den „Eintagsfliegen“ endlich sind uns bedeutungsreiche Sinnsprüche geboten; und so wird gewiß kein Leser dieses Dichterbuch aus den Händen legen, ohne befruchtende Anregung für Geist und Gemüth daraus genommen zu haben.

Jetzt einige Worte über die am 30. August stattgehabte Eröffnung des unter Pokorny's Leitung stehenden Theaters an der Wien. Der Wiener wendet dem Theater und seinen Veränderungen eine Aufmerksamkeit zu, wie vielleicht nirgends in der Welt wieder, und so geschah es denn, daß alle Logen und Sperrsitze seit einem Monate vergriffen und am Tage der Aufführung die Kasse geschlossen war. Der Eindruck, welchen die Decorirung des äußeren Schauplatzes hervorgebracht, war ein entschieden günstiger, und es ist keine Frage, daß das Theater an der Wien gegenwärtig das freundlichste und geschmackvollste der Residenz ist. Das allegorische Vorspiel von Carl Meisl, mit Musik vom Kapellmeister Soupé, ward beifällig hingenommen, und die beiden glücklichen Anspielungen des Verfassers auf Mozart und Grillparzer — Zaubersflöte und Ahnfrau — riefen einen unbeschreiblichen Enthusiasmus hervor. Flotow's Oper: „Alessandro

Strabella“, hat meines Dafürhaltens viel Reminiszenzen, ist aber keineswegs arm an effectvollen und melodiosen Nummern, darüber das nächste Mal mehr, und für heute nur so viel, daß Hr. Pokorny alle Ursache hatte, mit dem Erfolge seines ersten Auftretens zufrieden zu sein. Bauernfeld ist seit einigen Tagen wieder hier, und mit großer Betrübniß habe ich aus seinem eigenen Munde vernommen, daß ein Besuch bei Nicolaus Lenau ihm die trostlose Ueberzeugung verschafft hat, daß der edle Dichter des Savonarola wohl für immer verloren, unrettbar verloren sei. — Die „Anemonen“ von Hornaier, obschon sehr streng verboten, gehen von Hand zu Hand und machen viel Redens hier. Ich habe nur den ersten Band gelesen und enthalte mich daher vor der Hand jedes Urtheiles darüber. Den Stil, in welchem dieses Werk geschrieben ist, finde ich fürchterlich. Alles, was er sagt, ist wahr, aber Nichts ist neu, und ich kann nicht recht begreifen, wie das der Verfasser des „österreichischen Plutarch“ mit gutem Gewissen hat niederschreiben können. — Schließlich frage ich noch an: ob es Ihr kunstliebendes Publikum nicht langweilen dürfte, wenn ich das nächste Mal demselben einige Nachrichten über das hier creirte griechische Kirchenmusikinstitut gebe*)? Die Sache scheint mir höchst interessant für die Kunst selbst, vielleicht aber nicht so für die einzelnen Leser Ihres geschätzten Blattes; darum frage ich erst an, auf daß mich Niemand dann „langweilig“ schelte.

Hans von Beeren.

*) Sie wird gewiß willkommen sein.

D. Red.

Literatur und Kunst.

Aphorismen

über das Gemeinsame in dem Entwicklungsgange der bildenden Kunst und der Poesie, besonders in Deutschland.

(Aus Karl Förster's noch ungedrucktem lit. Nachlaß.)

I.

Die ursprüngliche, ewige Quelle aller Kunst ist die Idee, der Gedanke. Diese Idee aber muß, bevor sie

nach außen künstlerisch hervortritt, innerlich sich gestalten. Das Vermögen, Gestaltungen der Art zu erzeugen, ist Poesie in ihrem ursprünglichen weitern Sinne. So sind die Künste, in wie verschiedenen Sphären sie walten, wie verschiedener Mittel sie zu Erreichung ihrer Zwecke sich bedienen mögen, alle Schwestern, Töchter einer Mutter, der Poesie, Strahlen eines Heiligenscheins, Flammen von einem Herde.

Die Erscheinung des Kunstwerks hat hinter sich immer ein Geistiges, auf das sie zurückweist, und wie die

Sonne, durch verschiedene gefärbte Gläser gesehen, zwar selbst verschieden gefärbt erscheint, aber immer dieselbe Sonne bleibt, oder wie aus allen individuellen menschlichen Persönlichkeiten ein ihnen allen gemeinsamer Geist, das Urlebendige, spricht und hervorleuchtet, so mag auch das belebende Geistige in mannichfaltigen Kunstgestaltungen sich auf höchst mannichfaltige Weise offenbaren, während dennoch ein allgemeines Geistiges sie alle leuchtend durchdringt.

Was in lebensvoller Darstellung ergreifen soll, muß lebendig vorempfunden sein im Gemüthe. Fiesole malte nur knieend an der Madonna. Wer das Heilige zur Anschauung bringen will, muß in sich des Heiligen inne geworden und von ihm durchdrungen sein. Es giebt auch ein Kniebeugen der Seele, wie es Petrarca in seinem Hymnus an die Jungfrau nennt. *)

Ein altes Sprüchwort nennt die Malerei eine „stumme Poesie“ (muta poesis).

Aus der Verwandtschaft der bildenden Kunst und Poesie mit dem Geistigen läßt sich erklären, warum die Musik, in der der Gedanke den wenigsten Spielraum hat, oft in Zeiten ihre schönsten Blüthen trieb, die an Geist und echter Poesie ganz verarmt waren, wie Stuck's Zeit darthut.

Wie es oft zu geschehen pflegt, daß gleichzeitig, oder schnell auf einander folgende Thatsachen in das Verhältnis von Ursache und Wirkung gebracht werden, während sie beide doch, unabhängig von einander, aus einer gemeinsamen Ursache herzuleiten wären, so mag es sich ereignet haben, daß da, wo der Geist einer Zeit in Gedicht und Bild eine neue Richtung herbeiführte, das eine, als durch das andere veranlaßt, fälschlich dargestellt worden ist. Dem Historiker kommt es zu, hier zu entscheiden.

So fragt es sich, ob das, was man gewöhnlich Einfluß der Poesie auf die bildende Kunst nennt, nicht vielmehr in den meisten Fällen eine gleichzeitige und gleichartige Entwicklung beider Schwesterkünste aus der Bedingung der Zeit sei? Mag es sein, daß da, wo in einem Volke der Geist der Kunst zum ersten Mal erwacht, die, mannichfache technische Vorübung bedürftige, Plastik und Malerei später als die Dichtkunst in's Leben tritt. Die Geschichte scheint dies, da hier von den ersten, auf das gemeinsame Bedürfnis berechneten Anfängen die Rede sein kann, zu bestätigen.

Aber wie, wenn der Frühling über die Erde zieht, nicht alle in ihrem Schooße verborgenen Keime sich zu

gleicher Zeit und in gleicher Schnelle entfalten und ausbilden, obwohl sie alle in einer Sonne sich wärmen und von derselben Feuchtigkeit getränkt werden, so darf es uns nicht befremden, wenn wir der bildenden Kunst die des Dichters vorausziehen sehen, da diesem in der Sprache ein füsames und leichter zu bewältigendes Darstellungsmittel gegeben ist. Wenn jenes (der Einfluß der Poesie auf die bildende Kunst) mit einigem Schein der Wahrheit gesagt werden kann, so liegt die Ursache wohl darin, daß dem griechischen Bildner allerdings durch die von dem Dichter volksgemäß ausgebildete Mythologie die Gestalten erst zugeführt werden mußten, die sich auf den Grund des Volksglaubens später der Lust am Schönen und der heitern Beobachtung als Göttliches darboten. Daß dies nun auf die bekannte Weise geschah, davon werden wir später beim Sprechen über die gemeinsamen Einflüsse, unter denen Poesie und bildende Kunst in Hellas sich aus- und fortbildeten, den ausreichenden Grund finden.

Man hat die Kunstbildung der Völker zum Theil von ihrer literarischen Bildung abhängig machen wollen. Ohne einen solchen Einfluß der letzteren auf die erstern gerade abläugnen zu wollen, wie er sich wirklich in einzelnen Fällen nachweisen läßt, können wir doch, sofern ein wesentliches und nothwendiges Moment in der Geschichte der Kunst ausgesprochen werden soll, nicht beistimmen. Vielmehr scheint es sich nachweisen zu lassen, wie die literarische Bildung mit der Kunstbildung zu gleicher Zeit oder doch in sehr nahe liegenden Zeiträumen unter höhern, gemeinschaftlichen Einflüssen sich entwickelte; Einflüsse, wie sie oben nachgewiesen wurden. —

Eine andere Frage ist die über das in verschiedenen Zeiten hervortretende Element in der Kunst.

Sollte die Behauptung Schorn's in der Wahrheit begründet sein, daß religiöse und sittliche Bildung sich dann gewöhnlich am vollkommensten in der bildenden Kunst zeigen, wenn beide im Leben des Volkes schon zu verschwinden beginnen, dann wäre sie der letzte Seufzer einer dahin sterbenden Kraft und ihre Kränze wären Trauerkränze um das offene Grab eines großen Todten.

Es ist eine auffallende Erscheinung, auf die noch gar nicht, oder doch nicht hinlänglich aufmerksam gemacht worden ist, daß diejenigen Völker, die in ihrer Jugendperiode einer gestaltreichen, epischen Poesie entbehren, in der Regel auch in der bildenden Kunst hinter andern Völkern zurückstehen, so die Hebräer in ältester Zeit, später die Römer, von deren frühesten epischer Poesie es an hinreichend beglaubigten Zeugnissen fehlt, und in neuerer Zeit die Engländer.

*) Dieser Hymnus ist wohl das Herrlichste, was die christliche Welt in dieser Art kennt.

Die Frage, warum die Kunst nicht zu aller Zeit dieselben Blüthen und Früchte getragen, fällt mit der

zusammen: warum der Mensch in seinen Bestrebungen, Richtungen und Leistungen nicht überall und immer derselbe sei. Aber sie bleiben beide, wie sich der Geist anstrengt, für das Unerklärte die Erklärungsgründe aufzufinden, unbeantwortet, und wir können, ob sich unser Stolz noch so sehr dagegen sträube, den Gedanken nicht von uns weisen, daß das geistige Leben mit seinen heiligsten Entwürfen und Thätigkeiten unter Einflüssen stehe, über die wir keine Gewalt haben und die mit Bestimmtheit nachzuweisen wir selten vermögen.

Homer und Sophocles, wie Dante, Shakespeare und Göthe, wie Phidias und Raphael waren, wie sehr auch der seit Adam's Fall fort und fort auf seine Unabhängigkeit eifersüchtige Mensch dagegen ankämpfen möge, zu einem großen Theile ihres Wesens, Producte ihrer Zeit.

Eigene und fremde Anschauungen dieser Gegenstände.

Lötken hat gegen Lessing gezeigt, daß der Gegensatz zwischen Kunst und Poesie nicht so groß sei, als er es nach des trefflichen Mannes Behauptung in seinem Laocoon sein müßte, daß vielmehr jene scheinbaren Gegensätze durch die analoge Ausbildung und Darstellungsweise alter Kunst und Poesie überwogen und aufgehoben seien.

Ueber die Bedeutung des Gedankens in Bezug auf die Kunst sagt Hegel in seiner Aesthetik S. 97: „Je trefflicher die Kunstwerke werden, von desto tieferer innerer Wahrheit ist auch ihr Inhalt und Gedanke.“ Daraus ließe sich schließen, daß, zu welcher Zeit die bildende Kunst Treffliches liefert, auch die Poesie in der Regel nicht zurückbleibe, und der nach seiner Veräußerung sich sehrende Gedanke wird — von zwei göttlichen Schwestern zugleich an's Licht getragen — die Welt erheben und beseligern.

Die höchste Aufgabe der Kunst ist, das Göttliche zum Bewußtsein zu bringen und auszusprechen. In Kunstwerken haben die Völker ihre gehaltreichen innern Vorstellungen und Anschauungen niedergelegt und für das Verständniß der Weisheit und Religion der Nationen mögen die schönen Künste manchmal und bei manchen Völkern uns der Schlüssel sein.

Die Werke der schönen Künste sind, nach Hegel, das erste versöhnende Mittelglied zwischen dem bloß Außerlichen, Sinnlichen und Vergänglichem und zwischen dem ewigen Gedanken.

Er sagt ferner S. 42 seiner Aesthetik: „Das allgemeine Bedürfniß der Kunst ist das vernünftige, daß der Mensch die innere und äußere Welt sich zum geistigen Bewußtsein als einen Gegenstand zu erheben hat, in welchem er sein eignes Selbst wiedererkennt.“ — Ueber

den sogenannten Geschmack läßt er sich S. 46 also vernehmen: „Wo große Leidenschaften und Bewegungen einer tiefen Seele sich kund thun, handelt es sich nicht mehr um die feinem Unterschiede des sogenannten guten Geschmacks und seine Kleinigkeitskrämereien mit Einzelheiten; der Geschmack fühlt den Genius über solchen Boden hinwegschreiten, und vor der Macht desselben zurücktretend, ist es ihm nicht mehr geheuer, und weiß er sich nicht mehr zu lassen.“

Wie schön und klar beleuchtet er den Unterschied zwischen Kunst und Natur, S. 93: „Das nur sinnlich Correkte, die äußere Natur, hat nicht wie das Correkte in der Kunst den heiligen Zweck, nur für unser Gemüth und unsern Geist da zu sein. Das bunte, farbenreiche Gefieder der Vögel glänzt auch ungeschaut, ihr Gesang erklingt ungehört; die Fackeldistel, die nur eine Nacht blüht, verwelkt, ohne bewundert zu werden, in Wäldern der südlichen Wälder, und diese Wälder, Verschlingungen selbst der schönsten üppigsten Vegetationen, mit den wohlriechenden, gewürzreichsten Düften, verderben und verfaulen eben so ungenossen. Das Kunstwerk aber ist nicht so unbefangen für sich, sondern es ist wesentlich eine Frage, eine Anrede an die wiederklingende Brust, ein Ruf an die Gemüther und die Geister.“ *)

Interessant müßte es sein, die Verwandtschaft der Dichtungen und Kunstwerke durch alle Zeiten und Völker zu verfolgen, wenn von deren Kunstbestrebungen uns vollstündigere und ausreichendere Kunde zugekommen wäre.

In Indien war die Kunst symbolisch. Auf welche Weise die Symbolik, auf die Architektur angewendet, in Indien verfuhr, mag folgendes Beispiel lehren, für welches wir R. Ritter (in einer 1837 in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorlesung) als Gewährsmann anführen können. — Auf der großen Königsstraße zwischen Indien, Persien und Bartamien in der Nähe von Kabul haben in den letzten Jahren merkwürdige Baudenkmale indischer Vorzeit mit reichen Schätzen von Gefäßen, Münzen von edlen Metallen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; hohe runde Thurmbau, jeder oben mit einer Kuppel geschlossen. Sie heißen in der Landessprache *Topis*, auch *Tupo*, *Thurm*; *Sutupo*, hoher *Thurm* (Sanskritisch *Stupa*); aber ihre Bedeutung war unbekannt, obwohl ihre Construction im Vergleich mit weit entlegenen, jüngst entdeckten Baumontenten einen priesterlichen Baustyl in

*) Bei dieser geistvollen Vergleichung scheint das wesentliche Verhältniß des Kunstwerks zum Künstler, als seine Quelle, übersehen, aus welcher es mit Naturnothwendigkeit ohne alle Rücksicht auf Bestimmung hervortritt. Erst im Verlauf wird der Künstler zum Gärtner, der seine „Königin der Nacht“ auch zur Freude fremder Augen blühen läßt.
U. d. R.

ihnen ahnen lassen. Neuerdings aufgefundenen chinesische Berichte über die Pilgerreise buddhistischer Priester (For Diener) durch Centralasien nach Nordhindoſtan in das heilige Land ihres Religionsſtifters am Indus und Ganges haben die Enträthſelung jener Denkmale herbeigeführt. Einer jener Pilger, Fa Hian, deſſen Reiſebericht Abel Remusat überſetzt hat, machte ſich um 400 vor Chriſtus auf den Weg, um die Urkaſte der ſanſkritiſchen Lehre des Foo in ihrer Heimath aufzuſuchen. Er kommt durch die Gegend von Kabul bis zu dem neben buddhiſtiſchen gleichzeitig beſtehenden brahmaniſchen Königreiche. Er beſchreibt den Zuſtand der Kirchen, Tempel, Kloſtergeſellſchaften und vieler Architekturen, unter denen die Sutupo's die zahlreichſten ſind. Läßt der gemeinſame Typus ihrer Bauart auf eine kirchliche, prieſterliche Bedeutung ſchließen, ſo ſetzen andere Umſtände dieſe Vermuthung außer allen Zweifel. Bei einer jüngſt von dem General Bantura angeſtellten Ausgrabung ergab ſich das Vorhandenſein von 9 Etagen in ungleicher Entfernung von einander, die jedoch an der äußern Fronte des Gebäudes durchaus nicht bezeichnet ſind. Indeß giebt dieſes noch keinen gewiſſen Anhaltspunkt. Dem obengenannten Fa Hian aber ward am Gangesufer die Stelle gezeigt, wo Buddha ſeinen Schülern predigte über den Uebelſtand der Dinge, die Hinfälligkeit des Lebens, über den Schmerz und über den Vergleich des menſchlichen Lebens mit der Waſſerblaſe, das, wie dieſe aus vier Elementen beſtehend, gleich ſchnell vergehe. Dieſes ſanſkritiſche Philoſophem war ſchon ein halbes Jahrtausend in den Kirchenſtyl der buddhiſtiſchen Architektur übergegangen. 150 Jahre vor Chriſtus ſtand bereits der koloffale Prachtbau zur Aufnahme der Buddhareliquien, der von außen geſchloſſen, nur unter der Erde zugänglich war. Auch dieſer Bau war in neun Etagen aufgeführt und auf Befehl ſeines Erbauers, des Königs Dutu Sameniz, mit einem Dombau in Form einer Waſſerblaſe nach oben geſchloſſen. Dieſelbe prieſterliche Form finden wir in den antiken Ruinen der alten Hauptſtadt Ceylon's, die ſchon Ptolemäus beſchrieben, und die in den dichteſten Wäldern der Inſeln wieder entdeckt worden ſind, wo ſich noch heute ſieben ſolcher Baue, einer bis zu 160 Ellen hoch, in Blaſengeſtalt erheben, ganz analog den Töpe's am Indus und Kabul. Es ſind alſo nicht zu Lebenszwecken, ſondern zur Aufbewahrung eines Heiligthums eingerichtete Maſſen, für Jahrtausende geſchaffene Denkmäler, die in ihren neun Etagen die Ribanas oder die neun geiſtigen Lebensſtufen, die verſchiedenen ſogenannten Exiſtenzen bezeichnen, welche die Seele, nach buddhiſtiſcher Lehre, hindurchgehen muß, um in das Nirmana oder in die Ewigkeitsgedanken einzugehen. Wir ſehen den vergänglichem irdiſchen Leib (die Waſſerblaſe) mit der ſich durch verſchiedene Exiſtenzen ſteigernden Seele des Frommen (dem Stageturm) gleichſam die Metaphyſik und Moral der buddhiſtiſchen

Dogmatik vereinigt in einer und derſelben Form ſymboliſcher Architektur. Der Sutupo ward mit dem Buddhacultus nach China gebracht und ward hier zum Stageturm mit auch äußerlich bezeichneten Stockwerken. Der Knopf des Pagodenthurms, wie auch alle Tempel in Hinterindien, trägt der geweihten, ausgeſpannten Sonnenschirme oft mehrere — ſieben bis dreizehn — über einander, den religiöſen Chatta, das Symbol des ſchirmartig ausgebreiteten, durch pantheiſtiſche Deutung im Sankhyäſyſtem heiligen Feigenbaum (Ficus indica oder religiosa), unter welchem Buddha in ſeinem 35. Lebensjahre in unbeweglicher Haltung ſitzend, acht Tage lang in die Ewigkeitsgedanken der Buße (Dhjana) vor ſeinem Eingange in Nirmana verſank, wo er ſeinen dämoniſchen Widersacher beſiegt und zum vollendeten Schakjamuni wird, um Tags darauf als Haupt aller Bogda's in Benaras das Rad der Lehre in Schwung zu ſetzen. Nach der Legende vom älteren Buddha geht das Alter der oben genannten Thürme in den Anfang des elften Jahrhunderts vor der Aera zurück, wo Kyu oder Kyuka Herrſcher am Hindoſtan, am Ganges und Indus, 80,000 ſolcher großen und kleinen Thürme erbaut haben ſoll. Das Ueberhandnehmen des Brahamencultus auf der Oſtſeite des Indus und im Gangeslande führte (um 100 vor Chriſtus) die Zerſtörung vieler herbei. Auch die Standbilder, die, nicht ſitzend, ſondern ſtehend, unter dem Namen Buddhakoloffe bekannt ſind, haben ſymboliſche Bedeutung und bezeichnen die Verbreiter und die Verbreitung der Lehre Buddha's auf die Völker und Länder. Dieſelbe Bewandniß mag es mit den Kolossalſtaturen haben, die man in den Grotten von Bamiväre bis zur Höhe von 120 Fuß in die Bergwand gehauen findet. Wie jener Sonnenschirm des Buddha königliche Prärogative, ſpäter — im byzantinischen Kaiſerthum — zum Baldachin und Thronhimmel wurde, der er noch jetzt iſt, ſagt der oben erwähnte Vortrag R. Ritter's ſelbſt, in dem Bericht über die Verhandlungen der Berliner Akademie im Monat Februar 1837.

Altindische Sculpturen.

„Südlich von Madras bei Mavaliveram findet ſich eine Reihe von Tempeln unter dem Namen der „ſieben Pagoden“, „nicht fern von der See“. Hier findet ſich, umgeben von mehreren Pagoden und von mit Sculpturen verſehenen Felſen und Höhlen, ein ſteil und kühn ſich erhebender, auf ſeiner mächtigen Fläche mit lebensgroßen Sculpturen in Hautrelief bedeckter Felſen. Das Ganze, in den ſchönſten Verhältniſſen ausgeführt, ſtellt die Kriege von Kriſhna und ſeinem Bruder Arduſchue dar, wie ſie von Mahabharata erwähnt ſind. Arduſchue, geſchlagen und gänzliche Niederlage fürchtend, zieht ſich in die Wüſte zurück, um ſich einer

langen und schweren Buße zu unterwerfen, die ihm die Herrschaft im Himmel gewinnen soll. Diese Buße erschreckt den ganzen Kailysa (Hindu-Olymp), alle Götter sind bestürzt, und Siwa kommt selbst herab, um deren Fortdauer dadurch zu hindern, daß er alle Forderungen Arschue's bewilligt. Arschue ist dargestellt als Büßender, auf einem Fuße stehend, den andern gegen den Knöchel gestützt; die Hände liegen über dem Haupte, sein Bart ist lang und sein ganzer Körper zu einem Skelett abgemagert. Siwa, eine riesige Figur mit der Keule in der einen Hand und die andere, wie es scheint, zum Segen ausgestreckt, steht neben ihm. Dies die zwei Hauptfiguren; außerdem noch einige Hundert, theils himmlische, theils menschliche, theils thierische. Diese knieen in Reihen umher, entweder aus Ehrfurcht vor der Tugend Arschue's, oder vor der erhabenen Person, die neben ihnen steht. Sonne und Mond so, wie gewöhnlich, personificirt und leicht an zwei flachen Kreisen um den Kopf zu erkennen. — „Die Zeit und die Arbeit, welche auf diese Masse von Skulpturen verwendet wurde, füllt den Beschauer mit Erstaunen, wenn er die glänzenden Denkmale menschlicher Geschicklichkeit, menschlicher Geduld und menschlichen Fleißes beobachtet.“ — S. Ausland, October 1835.

Charakter der antiken Kunst und ihr Gegensatz.

Die antike Kunst ist

1) plastisch, nicht bloß wegen der sinnlichen Anschauungsweise, sondern weil überhaupt das Geistige, die Idee, uns gleichsam sinnlich anschaulich, in idealer Körperlichkeit in den bestimmtesten Umrissen mit vollendetester Individualität entgegentritt. Plastisch in anderm Sinne ist, wie alle Erscheinungen im Leben der Alten, auch ihre Poesie und Musik. Auch hier regt sich derselbe Bildungstrieb, der Trieb nach Fülle, Kraft und Reinheit der Gestaltung.

2) objectiv, weil das antike Werk, wie durch eigene Kraft aus dem Schooße der Natur entsprungen, in abgeschlossener Selbstständigkeit vor uns steht, sich selbst erklärend und seinen menschlichen Schöpfer gleichsam verläugnend.

3) naiv, weil das plastische Kunstwerk, mit den Zügen unbefangener und heiterer Kindlichkeit vor den Beschauer hintretend, nicht über sich selbst reflectirt, sondern den höchsten und alleinigen Zweck in sich und seiner Vollendung trägt*).

4) correct, weil es den Gesetzen der Anschauung und der individuellen Wahrheit angemessen ist, weil in der Antike die Vollendung der Form zu ihrem Wesen gehört.

*) Man vergleiche hiermit Hegel's oben angeführten Unterschied zwischen Natur und Kunst.

5) klar, weil sich sein ganzes Wesen in den Formen rein und hell abspiegelt und dem Beschauer auch nicht den Schatten eines tieferen Geheimnisses ahnen läßt. In diesem Sinne klar und nackt war es überhaupt in seiner volksthümlichen Mythologie und im öffentlichen Cultus.

In der religiösen Weltanschauung der alten Welt finden wir durchaus ein Streben, das Geistige zu versinnlichen, das Göttliche zu vermenschlichen, das Ewige in der Zeit, das Unendliche in der Endlichkeit zu fixiren.

Als Gegensatz der antiken — trat die christliche Kunst hervor.

Die antike Kunst hat mit der antiken Weltanschauung ihre Aera vollendet. Soll der Baum die goldne Frucht reifen, so muß die Blüthe, ungeachtet ihrer Herrlichkeit, vorübergehn. In Christus war ein neues Licht, ein neues Leben und eine neue Richtung des Lebens, also auch der Kunst ein neuer Himmel aufgegangen. Das Menschliche sollte nur durch des Menschen Sohn vergöttlicht, das Sinnliche vergeistigt und das Endliche zum Unendlichen erhoben werden. Und so wird das Thema der christlichen Kunst ein unerschöpfliches bleiben.

Das Christenthum ist versöhnend und reinigend, ist seinem Wesen nach geistig, ist wie jedes Eintreten des Göttlichen in der Natur, ein offenes Wunder. Dem christlichen Künstler sind gleichsam die Schlüssel zu den Geheimnissen der Geisterwelt gegeben.

Griechische Plastik.

Die Plastik der Griechen hat es, wie ihre Dichtkunst, fast einzig mit dem Menschen zu thun — denn auch ihre Götter sind Menschen, und wie ihre Hymnen, so feiern auch ihre Götterstatuen die höhere Menschlichkeit. Die leblos genannte Natur lag außer ihrem Bereiche, und nur das Einzelne in ihr, wie Berg und Strom, Meer und Baum, fand in Beziehung auf den Menschen Beachtung und ward durch Göttergestalten symbolisirt, während uns die ganze Natur als eine Symbolik des Göttlichen anspricht. Die Alten gleichen darin den Kindern, denen auch in der Regel das Organ für die Geheimsprache der Natur nicht aufgeschlossen ist und denen die Begeisterung fremd ist, welche uns bei den Reizen einer schönen Landschaft ergreift. Die antike Malerei konnte daher eben so wenig das Gesetz der Landschaftsmalerei ausbilden, als das, was wir landschaftliche Gedichte nennen, in ihrer Literatur sich vorfindet.

Die Verwandtschaft der griechischen Plastik zur Tragödie spricht am mächtigsten aus den berühmten Gruppen des farnesischen Stiers und der Niobe, die längst

schon von Andern in ihrer hohen Mäßigung und Haltung bei Darstellung der Leidenschaft, in ihrer sittlichen Würde und in ihrer schönen Vereinigung von Kraft und Anmuth der griechischen Tragödie verglichen worden.

Die griechische Poesie und griechische plastische Kunst in ihrem Fortschritte zum Idealen ging Hand in Hand. Denn: wie die spätere griechische Poesie die Heroen der alten Zeit allmählig alles Zufälligen, alles dessen, dem nicht innre Bedeutung beizuhohnte, entkleidete und nur die ideale Gestalt derselben festhielt, genau so entkleidete die plastische Kunst allmählig die Heroen der alten Zeit ihrer Rüstungen und Gewande, bis sie, (nach Servinus) unterstützt von der seit Drisippos Sieg in der 15. Olym-

piade eingeführten Sitte, ungegürtet in den Wettkampf zu treten, die nackte Form ergriff und von der trocknen Treue und den strengen Umrissen zur ideellen Wahrheit überschritt. *)

Der epische Geist der altgriechischen Zeit begeisterte die bildenden Künstler zu Reliefbildungen; was hindert uns, jede gelungene Götterstatue als einen feierlichen Hymnus zu denken. —

*) Dieser Ansicht dürfte die Verwechslung der Ausbildung des idealen (ursprünglichen) Typus mit dem Fortschritt von einem natürlichen zu einem idealen zu Grunde liegen. A. d. R.

D r e s d e n .

K u n s t a u s s t e l l u n g 1845.

Dritter und letzter Bericht.

Julius Theodor König aus Dresden.

Ist es schon überhaupt, auch gegen minder begabt gewesene Verstorbene, als der so eben genannte es war, ein üblicher Act der Pietät, dem Andenken ihrer Vorzüge einen Kranz freundlicher Erinnerung zu widmen, um wie viel mehr nicht da, wo ein reiches, schönes Talent so plötzlich auf so unerwartete, beklagenswerthe Weise unentrückt worden.

Julius Theodor König, Sohn des hiesigen kgl. Salzverwalters Chr. Aug. König, geb. zu Dresden den 7. December 1818, welcher seit 1844 seine Studien, die er hier unter Prof. Bendemann's Leitung begonnen, in München fortsetzte, verunglückte am 16. Juni 1845 beim Baden im Starenberger See. — Seine letzten noch unvollendeten Arbeiten, deren Ausstellung es an einer besonderen Berücksichtigung, die hier wohl am Platz gewesen wäre, gänzlich mangelt, erfüllen uns mit gleich bitterer Empfindung, als die gewesen sein mag, mit welcher seine Freunde sein verwaistes Atelier betreten und sich gefragt ha-

ben mögen, warum gerade diesen, warum schon jetzt, mitten in der Entfaltung seiner jugendlichen Kräfte, ihn ein so trauriges Schicksal treffen mußte. — Auf eine überraschende Weise bezeugten diese, obwohl noch in den ersten Stadien der Vollendung unterbrochenen Arbeiten, welche eine ernste, schöne Richtung König nach kurzem Aufenthalte in München gewonnen, wie schnell sein richtiges Kunstgefühl ihn von jeder früheren Unsicherheit in Erfassung bedeutsamer historischer Elemente befreit und er von dem dort herrschenden ernsteren, edleren Styl emporgehoben worden. — Das eine größere Bild, darstellend: Gesler, den Landvoigt, getroffen von Tell's Geschoss, in dem Moment, wo Armgart mit ihren Kindern vor dem sich sträubenden Rasse des Wüthrichs liegt, ist von einem eben so innigen Gefühl als Sinn für Schönheit der Linie durchdrungen, eine Composition von wahrhaft dramatischer Wirkung, und Vielversprechendes auch schon jetzt in der Behandlung erkennbar. — Nicht minder schön und wirksam gedacht, wenn schon fast nur noch Anlage, zeigt uns das zweite den Kaiser Heinrich IV. auf seiner trüben Pilgerfahrt nach Canossa. — Wir dürfen uns nur seines im vorigen Jahre hier gesehenen Götz von Berlichingen (S. Dresdn. Beibl. Nr. 31 vom v. J.) er-

innern, um den bedeutenden Vorsprung, den König in dieser kurzen Zeit gewonnen, zu würdigen, und haben nur zu beklagen, daß diese Blüthen seines emporstrebenden Talentes, gleich wie vom Sturm und Hagel abgeschlagene Knospen, noch vor ihrem gänzlichen Erschließen gebrochen werden mußten. — Sein zu gleicher Zeit mit diesen letzten Arbeiten seiner Hand uns vorgeführtes Portrait, Nr. 372, von einer der beiden jungen talentvollen Künstlerinnen, Geschwister Wagner, Adelheid, dessen wir in unserm frühern Bericht schon rühmend gedacht, gemalt, kann nur dazu beitragen, den Verlust der Seinigen noch schmerzlicher mitzuempfinden. — Friede seiner Asche und Ehre seinem Andenken! —

Mit doppelt empfänglicher Stimmung treten wir jetzt vor eine neue glänzende Bereicherung unserer Ausstellung, vor das von Jordan in Düsseldorf für den hiesigen Kunstverein gemalte, so eben eingetroffene Bild, normännische Seeleute, die um die Rettung mehrerer bei einem Schiffbruch Ertrunkener bemüht sind. Eine Schilderung voller Naturwahrheit und ergreifend poetischer Wirkung in Zeichnung sowohl als Farbe. — An einem von hoch aufgeworfenen Sanddünen begrenzten Meeresufer sehen wir eine in düstern Wolkenschatten gehüllte Gruppe Seeleute um einen auf der Erde liegenden, wahrscheinlich rettungslos verlorenen Genossen stehn, während ein zweiter Verunglückter nach den nahe gelegenen Fischerhütten getragen wird, von woher die noch in Ungewißheit über das Schicksal ihrer Männer angstvoll herbeieilenden Frauen wenig Tröstlichem entgegensehen. — Gleich einem Blick durch Thränen, sendet die Sonne mildtröstend einige Strahlen durch den Wolkenschleier auf die hintere Scene glücklich Geretteter in den Armen der Ihrigen. Mit dieser trefflichen Anordnung verbindet der Künstler eine so vorzügliche Technik, welche an die Vorzüge der französischen Schule ohne ihre Mängel erinnert, daß wir dem Kunstverein nur Glück wünschen können, das Resultat einer oft bekrittelten Vorausbestellung bei Künstlern hier als ein so glänzendes bewährt zu sehen.

Von Jacobs aus Gotha, dem Maler der

bekannten Scherezade, über die die Mehrzahl des kunstgebildeten Publikums nun wohl ziemlich enttäuscht sein dürfte, ist ein ähnliches Bild, ebenfalls aus Tausend und einer Nacht, der König Schafemann, welcher seine Geliebte auf einer Untreue ertappt, eingefandt worden. Wir müssen dem gehörten, wie es scheint, der früheren Ueberschätzung jener Scherezade zur Beschönigung dienen sollenden Ausspruch, daß dies Bild weit unter jenem stehe, entschieden widersprechen. Wir finden bei einer ganz gleichen widerlich kokettirenden Richtung, einer eben so wachspuppenartigen geistlosen Charakteristik der Köpfe, eine nicht mindere Stufe technischer Gewandtheit in Benutzung von Farbe, Licht und Stoffen zur Hervorbringung solcher Theatereffecte, wie eben in jenem auch, und sehen nicht ein, warum dies Bild minder bestechlich für die große Zahl derer sein soll, welche den höchsten Triumph der Kunst in einer mit künstlichem Feuer beleuchteten Ballscene à la Palais royal nun einmal zu finden gewohnt oder vielmehr verwöhnt sind, und wohl nur der hier und da eingetretenen Uebersättigung an jener Scherezade ist der mindere Enthusiasmus für das gegenwärtige Bild zuzuschreiben. —

Fröhlich, welcher im vorigen Jahre so vielversprechend mit seiner Märchenerzählenden auftrat, hat ein die Haare sich ordnendes halbnacktes Mädchen eingefandt, das sowohl in ästhetischer als technischer Beziehung uns sehr unangenehm überrascht hat. Wir gehören durchaus nicht zu denen, die mit zelotischem Eifer etwa die Darstellung des Nackten aus der Kunst verbannen möchten, vielmehr glauben wir mehr Achtung vor Gott und den Wundern seiner Schöpfung zu haben, als diejenigen, in welchen auch die Erscheinung der reinen, wahrhaft schönen Natur nur unreine Gedanken erweckt; allein sie muß uns auch als in dieser höheren Anschauung empfangen, mit wahren Gefühl für das Schöne geboten werden, ja wir wollen selbst über Verirrungen, wo diese edlere Sinnlichkeit auf ihr ästhetisches Recht hin sündigt, wie wir dies an einigen Zeichnungen Genelli's gerügt, weit lieber hinwegsehen, als über die bloß gemeine ekelhafte Nudität. Nicht das Nackte an sich, sondern die schamlos entkleidete niedere Individualität ist unkeusch, und

wir erinnern den Künstler daran, daß auch besser gemalte Actstudien dieser Art nimmermehr Bilder sein können und auch nicht Gegenstände einer öffentlichen Ausstellung sein sollten. Eben so unbedeutend, als dies Bild unschön, ist dessen kleine Jagdscene, und beide lassen uns keinen dem hier gemachten Anfang entsprechenden Fortschritt erkennen. —

In unserm vorhergegangenen Berichte ist, durch Druckfehler, den abtheilungssüchtigen Kunstfreunden eine vielleicht nicht unwillkommene neue Species von Kunstwerken, nämlich landwirthschaftlicher Bilder, statt landschaftlicher, aufgetaucht, und wir können diese Bereicherung der Kunstterminologie nicht besser unterstützen, als wenn wir auf einen Repräsentanten dieser neuen Richtung in dem Sonntagsmorgen, Nr. 391, aufmerksam machen, wo das rein landwirthschaftliche Entzücken eines Landmannes über seine vielleicht einzige Kuh den Grundgedanken der Darstellung bildet. —

Eine große Landschaft von Sparmann aus der von ihm vorzugsweise vertretenen Natureinsamkeit heimischer Wald- und Gebirgsthäler schildert in einem größeren Maasstabe, und nicht zu verkennender Beachtung des dadurch bedingten gründlicheren Detailstudiums, uns wieder ein solches von einem Waldbach durchströmtes Thal. Vermissen wir zwar am Wasser und einzelnen Partien des Vorgrundes eine dem Mittelgrund entsprechende Durchführung auch hier, wie in den meisten seiner Bilder, so tritt dies doch weit auffallender in einem zweiten Bilde, einem Schloß an einem großen breiten Wasser hervor, wo vielleicht gerade dadurch, daß aus der ihm zur anderen Natur gewordenen Färbung einmal herauszugehen versucht worden, ein seiner sonst so fertigen Technik nicht entsprechendes Bild entstanden ist. —

Die Portraits zweier Mädchen von Röhling, Nr. 282, sind, können sie auch den höheren Anforderungen, die an das Portrait zu machen sind, nicht entsprechen, doch sehr anerkennungswerthe Beweise eines gründlichen Naturstudiums. — Das Portrait eines Geistlichen dagegen, von Prof. Hübner, kann, abgesehen von der wie es scheint

sehr sprechenden Aehnlichkeit der Züge, auf eine sonstige Meisterschaft nicht Anspruch machen. Die Behandlung ist roh und unfertig, man betrachte nur z. B. die Haare, und kann eben so wenig geistreich flüchtig, noch sorgfältig, oder sonst wie verdienstlich genannt werden. — Es ist überhaupt auffallend, wie zu unserer Zeit Künstler von Ruf noch immer so oft für jedes, sei es auch noch so unbedeutendes, flüchtiges ihrer Hand, allein auf die Autorität ihres Namens hin, eine Anerkennung zu fordern sich nicht nur berechtigt zu halten scheinen, sondern eine solche auch wirklich finden. Die Kritik muß um so entschiedener gegen diese Gefangennehmung der öffentlichen Meinung protestiren, als unter solcher Herrschaft des Vorurtheils das vielleicht mehr beachtungswerthe Talent der vom Glück minder Begünstigten ohnehin oft genug zu leiden hat. — Einen Beweis hierzu bietet das von dem jetzt hier anwesenden übrigens höchst achtbaren Künstler, Prof. Hildebrand aus Düsseldorf, ausgestellte, seinem Ruf aber durchaus nicht angemessene Bildchen, eine Briefleserin in italienischem Costüm darstellend. Trüge dasselbe nicht einen schon vielgenannten Namen, so würde es, das glauben wir fest versichern zu können, wenn auch nicht ganz unbeachtet, doch durch nichts ausgezeichnet worden sein, so aber hat es hier, wo von Privaten fast nie etwas gekauft wird, nicht nur sogleich einen Käufer, sondern, wie wir hören, auch mehrfacher Wiederbestellung sich erfreut. — Daran erkenne ich meine Pappenheimer!

Unter den plastischen Werken haben wir neben der schon früher erwähnten trefflich gearbeiteten Büste einer Dame, Nr. 322, noch die, wenn nicht noch vorzüglichere, doch gleich treffliche des berühmten Prof. Herrmann, Nr. 323, ebenfalls vom Prof. Rietschel, hervorzuheben. Wir glauben sie kühn dem Besten an die Seite stellen zu können, was in neuerer Zeit im plastischen Portrait geleistet worden ist. — Ein jugendliches, weibliches Figürchen, von Hrn. v. Hoyer, mit einem schön und zart ausgeführten Körperchen, ermangelt in dem Kopf eines mit der jugendlichen Gestalt übereinstimmenden Ausdrucks, indem zwischen beiden eine in diesem Alter nicht unbedeutende Differenz von vielleicht zwei bis drei Jah-

ren auffällig, was einen der sonst schönen Arbeit nicht günstigen Eindruck macht.

Von den Schülern des Prof. Rietschel zeichnet sich Westmarott's sehr schön in Gyps ausgeführte Victoria, Nr. 324, durch sehr durchgeführtes feines Studium der Natur, namentlich im Gewand, aus, so wie auch eine Büste von Kiez, Nr. 327, durch sehr lebendiges Auffassen der Individualität und gewandte Modellirung sich bemerkbar macht. Auch die Vertreibung aus dem Paradiese, Nr. 325, ein Basrelief eigener Composition, von Schmidt, verdient rühmende Anerkennung.

Ein Schild des Herkules nach Hesiod, von Wiedemann in München componirt, ist eine in der Ausführung zwar treffliche Arbeit, der Zusammenstellung jedoch können wir, eben weil sie in den meisten Gruppen nur eine Zusammenstellung von Reminiscenzen aus Thorwaldsen's Alexanderzug, Cornelius' Glyptothek, Flachsman und Andern ist, das Verdienst der Erfindung minder, als das einer geschickten Vereinigung und Benützung vorhandener Musterbilder zusprechen.

Noch müssen wir, als hierher gehörig, eines feinen Basreliefs, nach Hänel's Zeichnung von Vogt modellirt, so wie einiger Medaillons von Ulbrich als vielversprechender Arbeiten erwähnen.

Wir können nicht umhin, bei dem heute erfolgenden Schluß der Ausstellung noch auf einen Mangel aufmerksam zu machen, den wir als höchst wesentlich für eine nächste Ausstellung der verwaltenden Behörde zu bedenken geben. Es ist dies der Mangel eines dem Publikum leicht zugänglichen Nachweises über die Preise der ver-

käuflichen Bilder. Wir sind überzeugt, es würde trotz dem Unstern, der in dieser Beziehung über Dresden zu walten scheint, doch so manches gekauft werden, wozu die erste Anregung später wieder versiegt, hätte der Kauflustige Gelegenheit, sich selbst sofort, und ohne erst Diesen oder Jenen deshalb befragen zu müssen, über die Verkaufsbedingungen zu unterrichten. Wir sollten meinen, wo man so viel für Erziehung der Künstler thut, müßte man ihnen auch jede Erleichterung und Vermittlung zum Verkauf ihrer Werke zu bieten suchen, zumal wenn deren Herstellung, wie hier ohne allen Kostenaufwand, nur von dem guten Willen abhängig.

R. M.

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

Septbr. 10. Am Lincke'schen Bade: Der Zerrißene. — 11. Don Juan. Oper. — Don Octavio, Hr. Schloß, vom Hoftheater zu Detmold, als Debit. (Wir verweisen auf das in Nr. 26 des Beibl. „Dresden“ von dies. Jahre über Hrn. Schloß, das nunmehrige Mitglied unserer Bühne, abgegebene Urtheil.) — 12. Treue Liebe. — 13. Julius Cäsar. — 14. In der Stadt: Armide. Oper. — Am Lincke'schen Bade: Die Helden. — Der verwunschene Prinz. — 15. Der Brief aus der Schweiz. — 16. Der dreizehnte November.

Deuilleton.

Der Knopf-Kaffee. Wir sehen drei Damen in sehr lebhaftem Gespräch am Kaffeetische sitzen, dessen Mitte ein sehr kleines, aber um so kostbareres Stui ziert, das aller sechs Frauenaugen Bewunderung auf sich zu ziehen scheint. Die Frau vom Hause, die in-

zwischen immer mit sehnsüchtigen Blicken nach der Uhr sah, ruft jetzt freudestrahlend: „Meine Theuren, jetzt ist die Zeit da!!!“ Das kostbare Stui, welches man gefallsüchtig nennen dürfte, so elegant, so verschwenderisch ist es ausgestattet, wird von den zarten Händen

der theuren Wirthin erhoben, unter Herzschlagen Aller geöffnet, und siehe — ein schwarzseidener übersponnener Knopf zeigt sich uns schlummernd in einem weißen Atlasbettchen. Während dieser bedeutungsvollen Ceremonie herrscht eine Grabesstille im Zimmer. Aber noch ist die Ceremonie lange nicht zu Ende, denn erst noch muß der Knopf sammt dem Etui die Runde machen, indem er von allen sechs Sammethändchen gestreichelt und dann — o Beneidenswerther! — ja von allen sechs Rosenlippen inbrünstig geküßt wird. Lautlos — man denke sich: lautlos geht dieser mysteriöse Actus vorüber, und schon soll das Etui zugemacht, der Beneidenswerthe der kleinen Welt entzogen und in einem zierlichen Wandschrank verwahrt werden, da ruft Eine der Damen der schönen Wirthin (die Wirthin war nämlich wirklich schön) ein gebieterisches „Halt“ zu. „Halt, theure Freundin, laß unsern Liebling noch einen Augenblick in unsrer Mitte, ich habe einige bezügliche Worte für den heutigen Knopfkaffee mir vorbehalten.“ — Und mit einer Miene und Stellung, wie sie Pitt im Parlamente nicht geistreicher annehmen konnte, beginnt unsere Sprecherin, eine hochäugige Brünnette, indem sie ihren Shawl wie eine Toga handhabt: „Meine geliebten Freundinnen! Was Ihr Alle im Taumel süßer Selbstvergessenheit übersehen habt, — heute ist es ein Jahr, daß wir diesen Knopf den unsern nennen, denn heute vor einem Jahre, am 16ten December 1843, ward der kleine Ruccoco in unserm Beisein durch Dich, meine süße Caroline, erobert. (Hierbei neigte sich die Sprecherin verbindlich gegen die Frau vom Hause.) Demnach vergönnt mir, an einem so besonders wichtigen Tage, wie der heutige, mich mit Euch noch einmal recht lebhaft all' der kleinen Neben-umstände zu erinnern, unter welchen dieser Knopf in unsere Hände gelangte.“ — Bravo! bravo! applaudirten die beiden aufmerksamen Zuhörerinnen. Durch solchen Beifall kühn gemacht, fuhr mit erhobener Stimme und liebeglühenden Wangen der weibliche Pitt fort: „Es war also heute vor einem Jahre, meine theuren Kinder, als wir zusammen, wie wir hier versammelt sind, auf dem Christmarkt herumspazierten, um verschiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Schwärmerinnen, wie wir sind, so konnten wir auch auf dem Christmarkt die Schwärmerinnen nicht verleugnen, — und von Wem, für Wen schwärmten wir? Für unsern einzigen Gegenstand, um dessenwillen es eigentlich nur noch erlaubt ist zu schwärmen: für den einzigen Marquis Posa, für den himmlischen Ramiro, für den göttlichen Hamlet — soll ich ihn noch nennen? — für den ersten Liebhaber, für die Zierde unseres Theaters.“ — Nach diesem schwierigen Periodenbau, auf den unsere Sprecherin nicht wenig stolz zu sein schien, fuhr sie, wie es Redner zu thun pflegen, in ruhigem, fast bequemem Tone fort: „Wie ich mich jetzt laut ergieße, ergossen wir uns auch damals gegenseitig, aber mehr in Blicken, nur dann und wann leise seinen Vornamen

flüsternd. Doch welch' ein Schrecken! Dicht vor uns im Gedränge geht der Gefeierte — ist so human, sich vom rohen Menschengewühl antasten zu lassen, als ob er auch ein Mensch wäre. — Ihr wißt es noch, wir waren stumm, so stumm, wie wir vormals noch nie gewesen. Jede von uns musterte nur mit staunender Bewunderung jede einzelne Locke seines Haares, jede leiseste Fingerbewegung seiner feinen Hand, die die modernsten Pariser Handschuh umschloß, zuletzt auch seinen Rock (denn das Gesicht konnten wir leider nicht in Augenschein nehmen) — und da, liebe Caroline, zeigte Dir ein guter Engel einen Knopf, der, wahrscheinlich im Gedränge vom Rock abgerissen, nur noch an einem dünnen Fädchen hing. „O, der Knopf“, flüsternten wir fast zugleich, und das Wort erstarrte uns auf der Zunge; doch Du, Caroline, deutetest klug, was wir Alle sinnlich wünschten, und durch einen glücklichen Coup wußtest Du mit der Spitze Deines Regenschirms den Knopf so geschickt von dem dünnen Fädchen abzustößen, daß er hinab in den Schirm fiel. Gestehe mir es, meine Freundinnen: wir waren außer uns — außer uns! Auf Fittigen der Neugier eilten wir hierher, nahmen den einzigen Gefangenen aus seiner grünseidenen Hülle (Ihr wißt noch, wie sonderbar sich der Knopf zwischen die Stäbe des Schirms geklammert hatte) und beschloßen sofort, ihm ein prächtiges Etui machen zu lassen, worin er fortan ruhen sollte. Du, Caroline, die Du die Hauptansprüche an den Findling hast, kamst auf die himmlische Idee, uns Beiden von diesem Tage an, dem 16. December, alle Monate einen Kaffee zu geben, den wir den „Knopf-Kaffee“ bis diese Stunde nennen, und so unserm gefeierten ersten Liebhaber, wenn auch nur ganz im Geheimen, doch nicht minder warm und tiefgeföhlt zu huldigen. Und so, meine Freundinnen — — —“ „Ach!“ schrieen plötzlich alle drei Damen zugleich auf. — „Ach Gott, er ist's!“ sprach Caroline, die schöne Wirthin, bebend nach, und verbarg schnell das Etui in ihrem Busen — denn draußen vernahm man schon die näselnde Stimme des Ehegatten. — — Und so weit lautet der Bericht von dem berühmten Knopf-Kaffee, welche Geschichte zu wahr klingt, als daß man auf den Verdacht kommen könnte, sie sei erlogen.

Auch dem „Wandelsterne“ ist vom Ministerium die Concession entzogen worden. Sein dem Fortschritte und dem Kampfe gegen Finsterniß und Verdummung gewidmetes Streben hatte ihm die Theilnahme aller Freisinnigen erworben, welche mit uns seinen Untergang betrauern werden. 20.

In einem Correspondenzartikel der schlesischen Zeitung vom Ende Mai, in welchem über unsere Dresdener Kunstzustände berichtet, und sehr heftig gegen gewisse Machinationen, die auf ausschließliche Beschäf-

tigung Einzelner gerichtet, gestritten, dabei der Herren Hübner, Bendemann und Rietschel nicht eben liebevoll gedacht wird, kommt ein höchst spaßhaftes Curiosum vor, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Es heißt dort in Beziehung auf das, was der Kunst hier Noth thue, Seite 1125, wörtlich, es seien dies nicht:

„Ausmalungen von Ständehäusern und bergl., sondern — Anlegung von Galerien lebender vaterländischer Künstler. Daher stellt sich als Hauptforderung heraus, daß der Staat bei den Künstlern hinreichende Bestellungen mache!

Nun fürwahr, diese Galerie und auch die Mittel, die der Staat anwenden würde, um sie zu bevölkern, müßte, wenn wir auch nicht eingestehen können, daß dies zum Nutzen der Kunst gereichen würde, doch ein höchst interessantes Institut ins Leben rufen. 13.

Schriftsteller-Anekdoten. Technische Ausdrücke schmuggeln sich unwillkürlich ein. Beim letzten Wollmarkte sprach ein gekannter Schriftsteller mit einem Rittergutsbesitzer über die Getreidepreise und fragte, zu welchem Preise der Scheffel Korn jetzt verlegt werde. Das erinnerte mich an den Kaufburschen in einer Druckerei, der mit der Abgabe eines Briefs beauftragt sein langes Ausbleiben dadurch entschuldigte, daß er an ein halbes Buch Thüren geklopft habe, ehe er den Herrn gefunden.

Ein unbedeutender Dichter überreichte Ludwig dem Vierzehnten eine Grabchrift auf Moliere. „Ich wollte lieber,“ sagte der König, „Moliere hätte mir die Threize gebracht.“

Graf Mazarin sammelte alle auf ihn erschienene Pasquille und Spottgedichte. Sie fanden sich bei seinem Tode in sechsundvierzig Quartbänden.

Von Buffen's Sohn, der ein sehr einfältiger Mensch war, sagte Rivarol: er sei das schlechteste Kapitel in seines Vaters Naturgeschichte.

Malherbe speiste eines Tages in Gesellschaft des Bischofs von Rouen, der ein erbärmlicher Kanzeltredner war. Nach der Tafel von ihm aufgefordert, ihn in die Kirche zu begleiten, wo er predigen müsse, antwortete Malherbe: „Entschuldigen Sie, daß ich es ablehne; ich habe Erlaubniß, mein Schläfchen hier zu halten.“

Der Herzog von Cumberland sagte zu Dr. Rice, er habe seine Broschüre über die Nationalschuld mit großem Interesse und bis spät in die Nacht sich fast blind daran gelesen. „Seltsam,“ antwortete der Ver-

fasser, „daß meine Broschüre so auf die Augen Eurer königlichen Hoheit gewirkt, während sie die ganze Nation sehend gemacht.“

Ein persischer Philosoph wurde gefragt, wie er es angefangen, sich so viele Kenntnisse zu erwerben. „So oft ich etwas nicht wußte,“ lautete die Auskunft, „schämte ich mich nicht, mich danach zu erkundigen.“

Der englische Dichter Banghorne reiste nach Gichester, um das Grab seines Lieblingspoeten, Collins, zu besuchen. Als der Küster es ihm gezeigt und Banghorne in tiefer Rührung das Taschentuch an die Augen drückte, sagte der Küster: „Ja, ja, trauern und weinen Sie immer; Herr Collins verdient es; er war ein braver Mann und unser bester Schneider.“

Jemand hinterbrachte Tasso, daß einer seiner Feinde gegen alle Welt Schlechtes von ihm rede. „Mag er,“ erwiderte Tasso; „das kränkt mich nicht. Es ist besser, daß er Schlechtes von mir gegen alle Welt, als daß alle Welt Schlechtes von mir gegen ihn rede.“

Bei meinen letzten Wanderungen durch London bemerkte ich an einem Fenster in einer kleinen Gasse einen Zettel, und darauf stand: „Goods umored, messages taken, carpets beat, and poetry composed on any subject — hier werden Güter fortgeschafft, Bestellungen besorgt, Teppiche ausgeklopft und auf Alles Verse gemacht.“

Jemand wunderte sich über die fünfte Auflage eines schwerfälligen Buchs. „Es ist das einzige Mittel,“ versicherte ein Eingeweihter, „die erste abzusetzen.“ 4.

Eine natürliche Mumie. Auf Possession Island in der Saldanha-Bai an der Südküste Afrikas, nahe bei der Guano-Insel Itschaboe, wurde eine natürliche Mumie entdeckt und nach England geschafft. Es ist ein Neger, etwa 25 Jahre alt und 5' 10" groß. Der Körper, welcher in einem Sarg lag, ist vollkommen erhalten, und die Haut zeigt, unähnlich den egyptischen Mumien, nicht den mindesten Einschnitt; die Zähne sind vollkommen und sitzen so fest, wie nur immer im Leben; auch das Haar am Kopf ist erhalten. Die Leiche ist regelmäßig beerdigt worden, da die Kinnlade hinaufgebunden und die Zehen zusammengeknüpft sind. Die Hände sind über dem Körper gerade auf der Brust gekreuzt, das Hemd, was sehr auffallend ist, vollkommen erhalten und klebt nicht an der Mumie an, welche in einem viel vollkommenern Zustande ist, als die zusammengeschrumpften und ausgetrockneten Mumien. Das Holz des Sarges, gewöhnliches Fichtenholz, ist vollkommen kyanisirt, um diesen nicht sehr richtigen, aber jetzt gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen.

Jede Faser ist vollkommen und verhärtet, aber während das Holz im Gewicht vierfach zugenommen, hat die Mumie selbst in gleichem Verhältniß abgenommen. Das Tuch hat noch seine Biegsamkeit und wahrscheinlich auch sein ursprüngliches Gewicht. Der Sarg war völlig in Guano eingegraben, vier Fuß unter der Oberfläche, und einer Inschrift zufolge war der Todte vor etwa 100 Jahren gestorben. Der Erhaltungsproceß scheint dadurch fortgeführt worden zu sein, daß die Sonnenstrahlen die im Guano befindlichen Gase, namentlich Ammoniak, entwickelten, welche dann in Form von Dünsten das Holz durchdrangen, auf dessen innerer Seite eine Menge sich krystallisirte und noch daselbst sich befindet.

Der Dogenpalast in Venedig ist ein Prachtbau mit wundervollen Colonnaden und den ausgezeichnetsten Marmorarbeiten geschmückt. Mehrere Jahrhunderte hindurch wurde dieser Palast von den Dogen mit den herrlichsten Denkmälern italienischer berühmter Bildhauer und Maler geziert. Im Hofe befinden sich zwei große Cisternen von Bronze. Dieser Hof ist an drei Seiten von zwei übereinander hinlaufenden Säulengängen umgeben und mit reichen Verzierungen geschmückt. Die Riesentreppe ist mit den zierlichsten Marmorarabesken bedeckt, und auf dem Absatz der Treppe, hinter den kolossalen Statuen des Neptun und Mars, ist der Ort, wo sonst die Dogen gekrönt wurden. Die Säle im Innern des Palastes sind sehr reich und kostbar ausgestattet, Gemälde von den vorzüglichsten Malern Venedigs zieren die Wände, besonders die des prachtvollen Staatssaales. Historisch merkwürdig ist der Saal der zehn Männer, hier hielt das furchtbare Inquisitionsgericht seine Sitzungen und verbreitete ringsum Furcht und Schrecken; überhaupt knüpfen sich viele historische Erinnerungen an diesen Ort. Aus dem Inquisitionszimmer führt eine geheime Treppe an die bekannte „Seufzerbrücke“, eine Stätte, die die Seele mit Grauen erfüllt.

Fräul. Emma Babnigg hat sich beikommen lassen, im Wiener Hofopertheater als Regimentstochter zu gastiren. Ein Wiener Blatt sagt über sie: Olle Babnigg, vom Dresdner Hoftheater, zog als Markestenderin auf. Sie scheint in jeder Beziehung noch sehr jung, ihre Stimme ist schwach und eben so wie ihr Vortrag unangebildet, und fand daher auch sehr geringe Theilnahme. Kostümirt war sie ganz puppenartig, als wäre sie eben aus einer Spielwaarenhandlung herausgesprungen.

Dampfmaschinen in Frankreich. Zur Zeit der großen Revolution existirte nur eine Dampfmaschine, unter Napoleons Regierung zwei, und erst zur Zeit der Restauration fing man an, im Industriewesen der Dampfmaschinen sich zu bedienen, so daß Frankreich im Jahre 1830 618 Maschinen mit 9244 Pferdekraft zählte. Gegenwärtig ist die Zahl dieser Maschinen auf 3369 mit einer Gesamtkraft von 42,514 Pferden gestiegen.

Die persische Armee zählt 120,000 Mann regulärer Truppen, welche gut disciplinirt und regelmäßig besoldet werden. Die Artillerie hat vortreffliches Geschütz nach europäischen Mustern, und die neu angelegten Zeughäuser sind mit Kriegsvorräthen aller Art gut ausgestattet. Außer diesen regulären Truppen stehen der Regierung noch 300,000 Mann irregulärer Truppen zu Gebote, welche die Provinzen stellen.

Nächtliche Luftfahrt. Kürzlich hat der unübertreffliche Luftschiffer Green vom Baurhallgarten eine nächtliche Luftfahrt unternommen. Nachts 11 Uhr, ohne Begleiter, obgleich man ihn vielseitig darum angegangen hatte, diese Partie mitzumachen, stieg der Kühne Green auf. Eine ganz eigenthümlich construirte große Laterne zeigte den Weg, den der Ballon nahm. Das unterhalb der Gondel des Ballons angebrachte Feuerwerk wurde glücklich abgebrannt. Eine gefährliche Sache ist dieses Abbrennen, bei dem es hauptsächlich darauf ankommt, daß das Feuerwerk sich in horizontaler Richtung entlade; im entgegengesetzten Falle würde leicht der Ballon entzündet werden.

Die Sänger und Sängerinnen, welche während der Hoffeste in Koblenz auf Kosten des Königs von Preußen zur Verherrlichung derselben einlogirt waren, haben es sich auch recht wohl sein lassen. Das Hofmarschallamt mußte an einen Gasthof, in welchem sich 5 bis 6 dieser Künstler 2 bis 3 Tage aufgehalten hatten, incl. 50 Thlr. Trinkgeld, nicht weniger als 27 Stück Doppel-Friedrichsd'or (à 11 Thlr. 10 Sgr.) zahlen.

Neuerdings sind im Großherzogthume Posen mehrere große Güter angekauft worden. Alles deutet darauf hin, daß dieser Ankauf auf Rechnung der Gesellschaft Jesu geschehen sei. Der jetzige Ordens-General, Pater Roothan, hat sich eine geraume Zeit in Plock aufgehalten. Die Nachbarn dieser nobeln Gesellschaft können sich hierzu Glück wünschen! —

25.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.